

Das Werk

Monatsblätter der Montangruppe der Siemens-Rheinische-Schuckert-Union

V. Jahrg.

Düsseldorf, Juli 1925

Heft 4

Sterchamol, ein Fortschritt auf dem Gebiete der Wärmewirtschaft

Von Paul Berrang, Dortmund

Der unglückliche Kriegsausgang zwingt die deutsche Industrie, mehr denn je wirtschaftlich zu arbeiten. Will sie dazu beitragen, die nach Ausspruch des französischen Ministerpräsidenten Clemenceau in Deutsch-

und zu sparen, wo immer es nur geht. Eine natürliche Folge davon ist, daß sie auch auf dem Gebiete der Wärmewirtschaft die größten Ersparnisse zu erstreben bemüht ist. Als eines der wirtschaftlichsten Mittel hat sich zur Er-

(Bei zweihundertfacher Vergrößerung.)

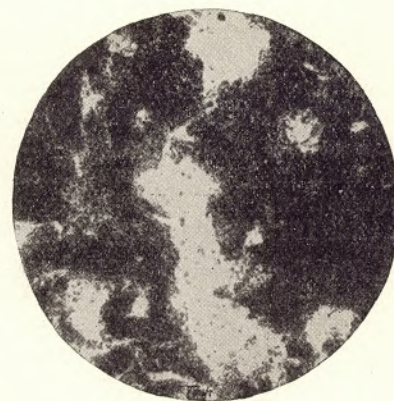
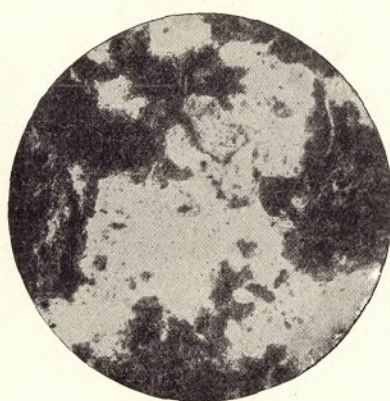
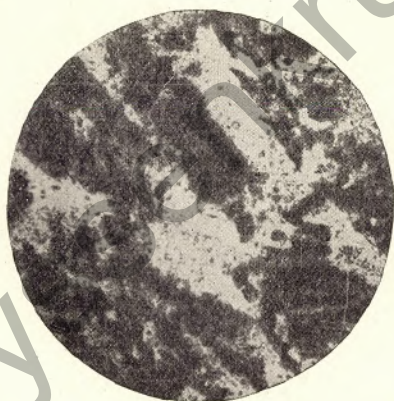


Rohmol
Ausgangsstoff für Sterchamol



Sterchamolstein

Kieselgursteine



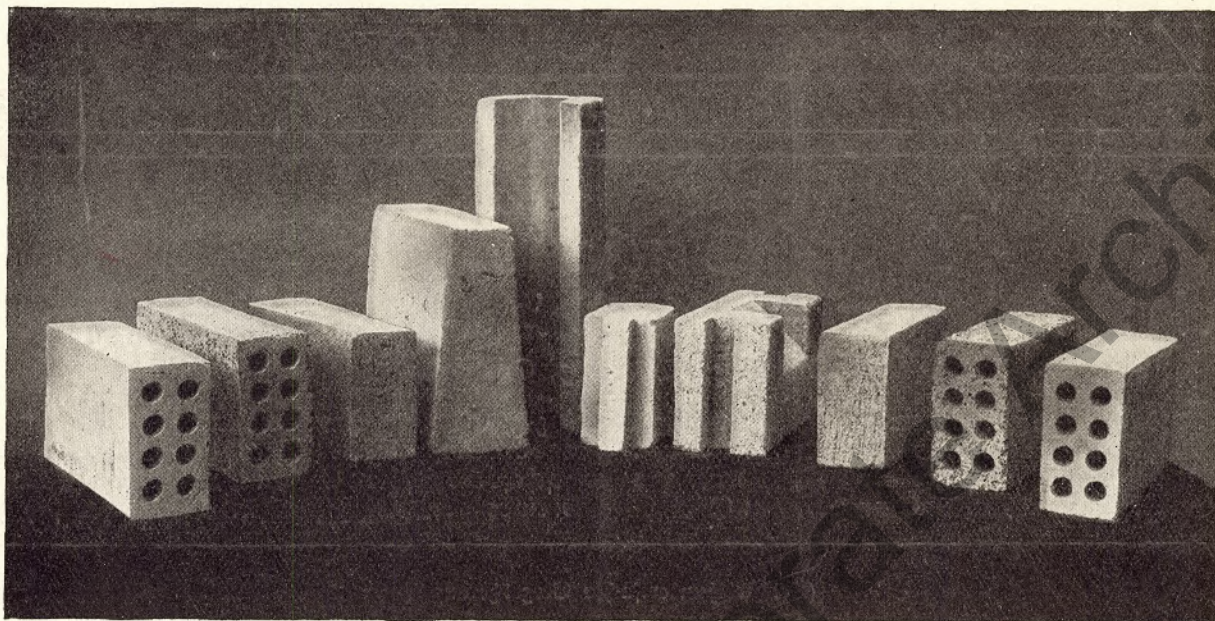
land zuviel lebenden zwanzig Millionen Menschen zu beschäftigen und zu ernähren, so geschieht dieses nicht in letzter Linie dadurch, daß sie ihre Selbstkosten so niedrig wie möglich hält, um dem Ausland gegenüber konkurrenzfähig zu bleiben. Die ganze Industrie muß deshalb darauf hinarbeiten, höchstmögliche Wirtschaftlichkeit zu erreichen

reichung dieses Zieles das von dem Siemens-Rheinische-Schuckert-Union-Konzern hergestellte Isoliermittel „Sterchamol“ herausgestellt.

Die bis dahin verwendeten Isoliermaterialien, wie Asbest, Kieselgur, Schlackenwolle usw., reichten nicht aus, um den Anforderungen der Industrie an ein Isolier-

material, die dahin gehen, neben einer sehr hohen Porosität auch die notwendige Druckfestigkeit und Feuerbeständigkeit zu besitzen, gerecht zu werden. In dem „Sterchamol“ ist es gelungen, ein Material herzustellen, das all diesen Anforderungen in vollstem Maße entspricht.

Molererde die Fähigkeit, aus ihr Steine usw. in den verschiedensten Dichten herzustellen, und zwar von hochporösen mit einer Druckfestigkeit von 4 bis 8 kg/cm² an bis zu den festesten von etwa 120 kg/cm² je nach dem Verwendungszweck.



Das Rohmaterial, aus welchem „Sterchamol“ in Form von Steinen, Platten, Schalen usw. hergestellt wird, ist Molererde. Welche hervorragenden Eigenschaften die Molererde besitzt, ergibt ein Vergleich mit Kieselgur, die bisher als der günstigste Grundstoff für Isoliermaterial angesehen wurde. Die Entstehung der Molererde fällt in die Tertiärzeit und bildet eine marine Ablagerung, während die Kieselgur eine Infusorienerde ist, die eine jüngere, diluviale Süßwasserablagerung darstellt. Die Verschiedenheit der Bildungsverhältnisse beider Erden läßt sich am besten aus den photographischen Dünnstücken auf der ersten Seite erkennen.

Bei der Molererde sowohl als auch bei dem gebrannten Stein kann man die Struktur der Wabenmuster, wie Röhrchen, Schiffchen usw., noch sehr gut erkennen, und es sind die vielen, gut erhaltenen, großen kieseligen Panzer der Molererde in weit höherem Maße hohler und poröser als die Diatomeen der Kieselgur. Gerade die in diesen Hohlräumen stagnierende Luft gibt den besten Maßstab für das Isoliervermögen des Rohstoffes. Es folgt daraus die Erkenntnis der unbedingten Überlegenheit der Molererde, was auch aus einem Gutachten des Chemischen Laboratoriums für Tonindustrie von Seger & Kramer (18. Mai 1910) hervorgeht, das zum Schlusse lautet:

„Infolge der großen Porosität dürften die aus der Molererde hergestellten Fabrikate außerordentlich isolierfähig sein gegen Kälte und Hitze. Sie dürften hierin die Kieselgur-Fabrikate um ein Beträchtliches übertreffen. Wir können daher die vorliegende Molererde als Isoliermaterial und Schalldämpfungsmaterial empfehlen.“

Den größten Vorteil aber bietet die Molererde durch ihre chemische Zusammensetzung, indem sie außer 75 % Si O₂ einen sehr hohen Prozentsatz an kolloidalem Ton besitzt, der eben der Kieselgur abgeht. Diese glückliche natürliche Mischung von Kieselsäure und Ton gibt der

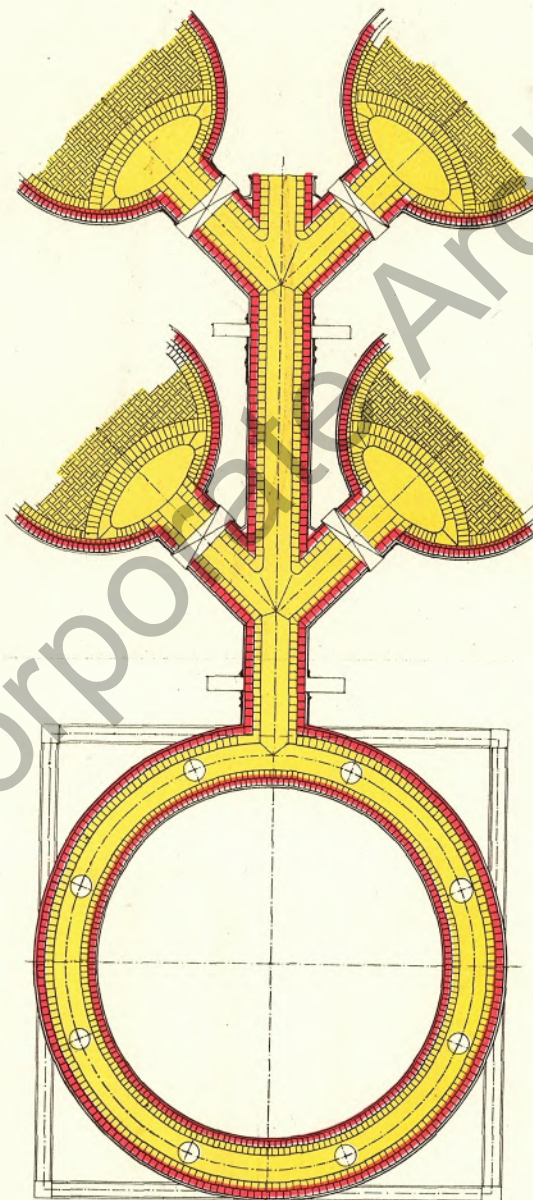
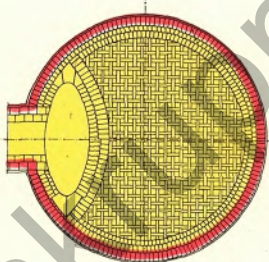
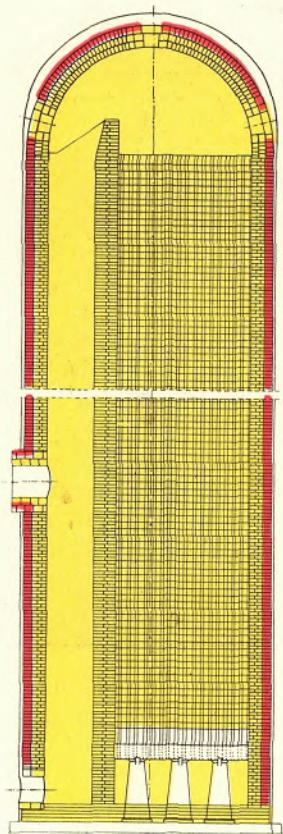
Inwiefern sich mit der Dichte der Fabrikate das Raumgewicht, die Porosität und damit auch die Wärmeleitfähigkeit verändern, veranschaulicht folgende Zusammenstellung:

	M a r k e				
	Nr. 20	Nr. 21	Nr. 22	Nr. 23	Nr. 24
Druckfestigkeit kg/cm ² etwa	120	35/50	12/20	6/10	4/5
Raumgewicht t/m ³ . . . „	0,9	0,6	0,5	0,4	0,35
Normalsteingewicht kg . . . „	1,7	1,3	1,0	0,81	0,65
Porosität in % des Gesamtvolumen . . . „	59	74	78	82	84
Wärmeleitzahl (bei 100° C Kcal/m Sto C) . . . „	0,19	0,158	0,112	0,09	0,07
Feuerstandfestigkeit bis 950° bei 1,5 kg Belastung je cm ²					
Schmelzpunkt bei 1400 Grad					
512 Stück Normalsteine = 1 m ³ .					

In der ganzen Industrie, und zwar in der hüttenmännischen, bergbaulichen als auch chemischen, haben sich die Sterchamol-Fabrikate schnell ihren Weg gebahnt und ganz neue Verwendungsgebiete, besonders in der Schwerindustrie, erschlossen. Zu beachten ist, daß der Sterchamolstein trotz seiner hohen Feuerbeständigkeit doch nicht dem Feuer direkt ausgesetzt werden soll, da er infolge seiner hohen Porosität mechanisch doch nicht so fest sein kann als ein feuerfester Stein. Immerhin kann „Sterchamol“ einer direkten Hitze bis zu 600 Grad ausgesetzt werden. Seine natürliche Verwendung findet „Sterchamol“ als Hintermauerungsstein bei Temperaturen bis 1200 Grad und mehr je nach der Stärke der feuerfesten Schicht, und da der Preis für denselben nicht höher ist als für einen feuerfesten Stein, so findet keine Verteuerung der Mauerung statt und man hat den großen Vorteil der Wärmeersparnis sowie einen besseren Wirkungsgrad der isolierten Anlage.

Die nachstehenden Skizzen geben teilweise ein Bild darüber, zu welcher mannigfachen Zwecken die Sterchamolsteine infolge ihrer hohen Druckfestigkeit, Feuerbeständigkeit und Isolierfähigkeit Verwendung gefunden haben.

Sie geben aber auch ferner Auskunft darüber, welche enormen Ersparnisse in den Wärmeverlusten erzielt werden können:



■ Sterchamol
■ feuerfester Stein

Copper mit Sterchamol-Isolierung

Heißwindleitung mit Sterchamolsteinen isoliert

Copper.

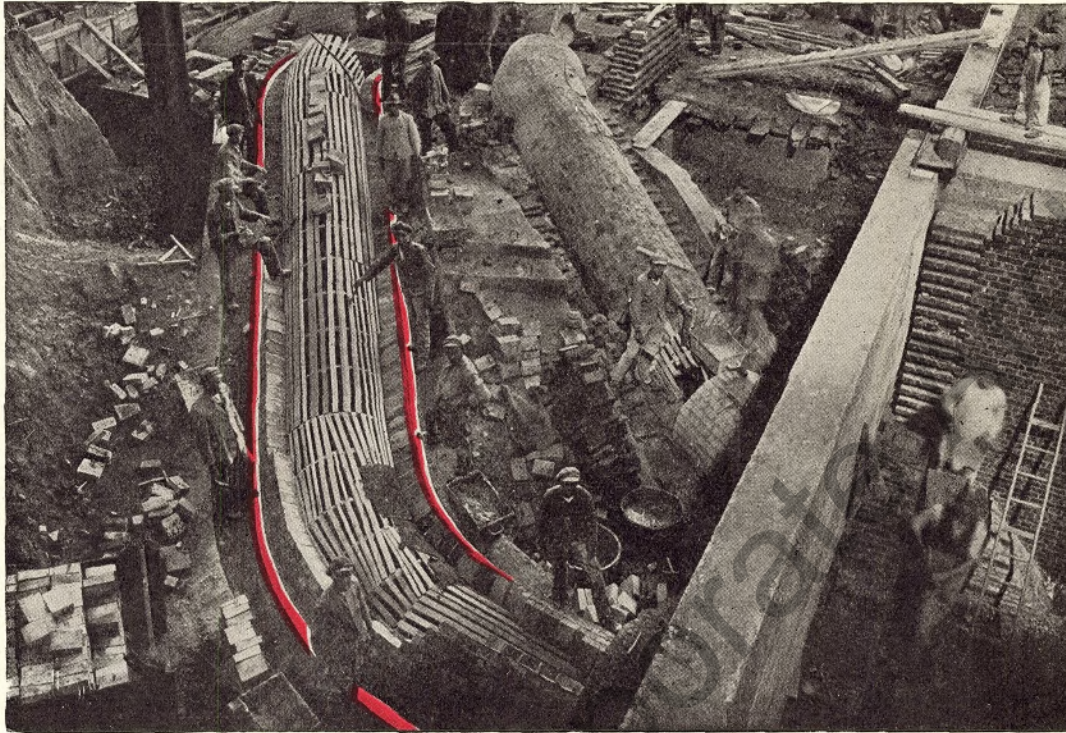
Innentemperatur = 800° C, Lufttemperatur = 10° C

nicht isoliert:	isoliert:
Schichtenfolge: 0,50 m ff. Material Blechmantel	0,50 m ff. Material 0,20 m Sterchamol 23 Blechmantel
Wärmeverluste. 1580 WE/m ² st.	475 WE/m ² st.
Wärmeerparnis —	1105 WE/m ² st. = <u>70%</u>
Außenwandtemperatur 140° C	55° C]

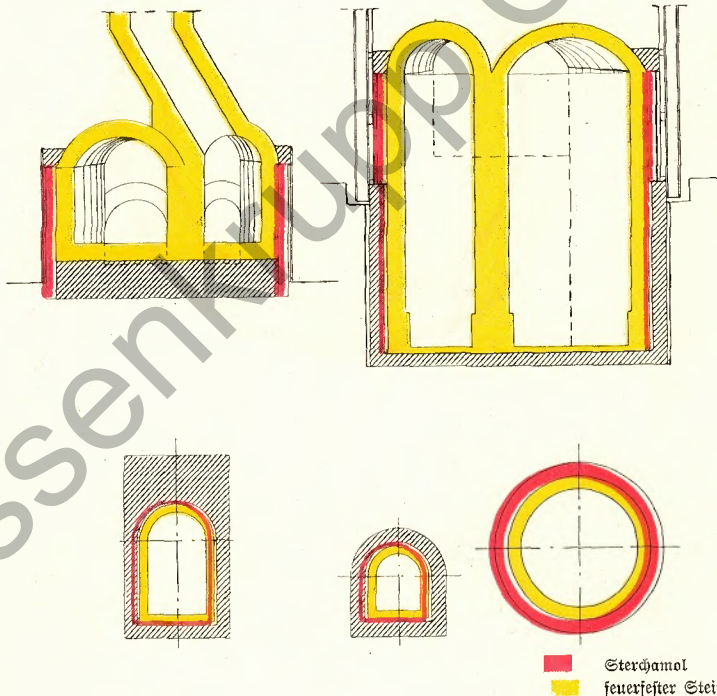
Heißwindleitung.

Innentemperatur 800° C, Lufttemperatur = 20° C.

nicht isoliert:	isoliert:
Schichtenfolge: 0,30 m ff. Material Blechmantel	0,12 m ff. Material 0,18 m Sterchamol 23 Blechmantel
Wärmeverlust 2440 WE/m ² st.	660 WE/m ² st.
Wärmeerparnis —	1780 WE/m ² st. = <u>73%</u>
Außenwandtemperatur 170° C	74° C



Gas- und Luftkanäle sowie Kammer eines 100-t-Martin-Ofens mit Sterchamol-Steinen bzw. »Masse isoliert
Neues Stahlwerk des Bochumer Vereins für Bergbau und Gußstahlfabrikation
Abteilung Hüntrop



Martinöfen mit Sterchamol-Isolierung

Martinöfen.

Innentemperatur = 1000°C

Lufttemperatur = 20°C

nicht isoliert:

Schichtenfolge: 1,00 m ff. Material

Blechmantel

Wärmeverluste $1125\text{ WE/m}^2\text{ st.}$

Außenwandtemperatur 107°C

isoliert:

Schichtenfolge: 0,75 m ff. Material

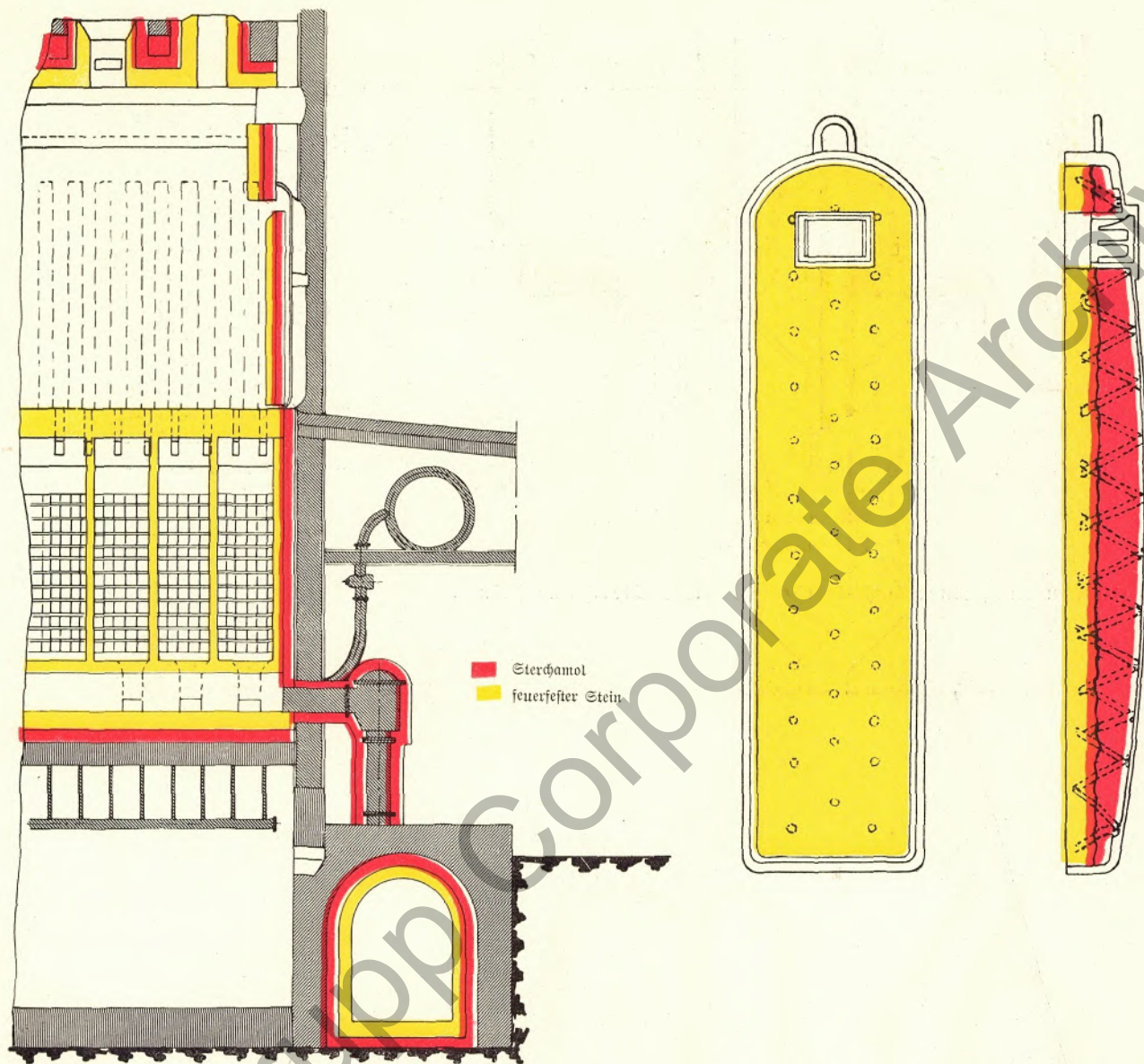
0,25 m Sterchamol 23

Blechmantel

Wärmeverluste $512\text{ WE/m}^2\text{ st.}$

Wärmeersparnis $613\text{ WE/m}^2\text{ st.} = 55\%$

Außenwandtemperatur 67°C



Isolierung eines Koksofens mittels Sterchamolsteinen

Koksofentür mit Sterchamol-Isolierung

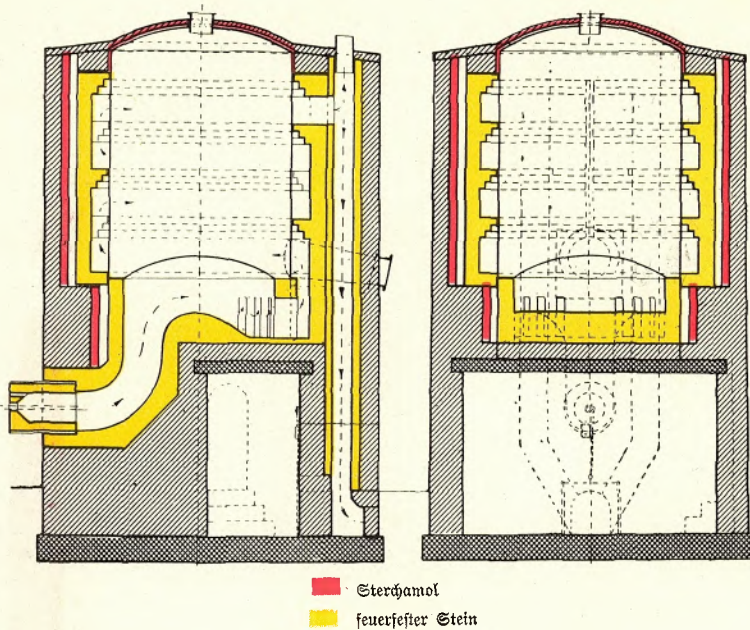
Ausführung der Fa. Dr. C. Otto & Co., Bochum

Koksofen.

Innentemperatur = 950° C,	Lufttemperatur = 15° C
nicht isoliert:	isoliert:
Schichtenfolge: 0,215 m ff. Material	0,215 m ff. Material
0,52 m Ton	0,520 m Sterchamol 23
0,115 m Ziegelmauerwerk	0,115 m Ziegelmauerwerk
Wärmeverluste 1165 WE/m ² st	289 WE/m ² st
Wärmeersparnis —	876 WE/m ² st = 75%
Außenwandtemperatur 105° C	47° C

Koksofentür.

Innentemperatur = 1000° C	Lufttemperatur = 20° C
nicht isoliert:	isoliert:
Schichtenfolge: 0,24 m ff. Material	0,12 m ff. Material
Blechmantel	0,12 m Sterchamol 23
Wärmeverluste 4450 WE/m ² st	1344 WE/m ² st
Wärmeersparnis —	3106 WE/m ² st = 70%
Außenwandtemperatur 250° C	120° C



Einmauerung einer Destillierblase mittels Sterchamolsteinen

Destillierblase.Innentemperatur = 800°C Lufttemperatur = 20°C **nicht isoliert:**

Schichtenfolge: 0,25 m ff. Material

0,125 m Luft

0,120 m Ziegelmauerwerk

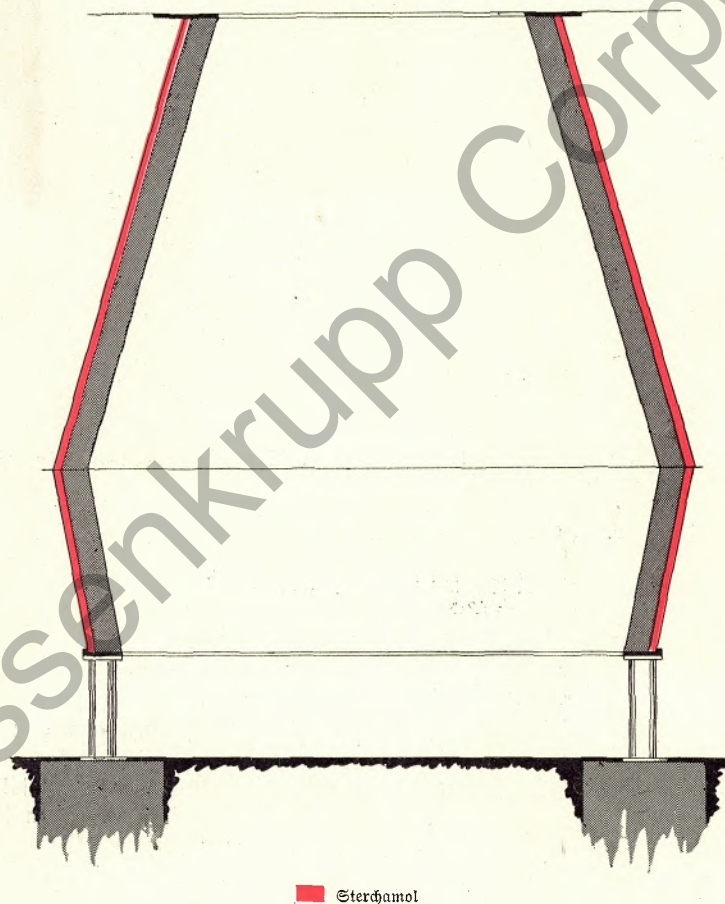
Wärmeverluste $632\text{ WE/m}^2\text{ st}$ Außenwandtemperatur 80°C **isoliert:**

Schichtenfolge: 0,25 m ff. Material

0,125 m Luft

0,250 m Sterchamol 23

0,120 m Ziegelmauerwerk

Wärmeverluste $300\text{ WE/m}^2\text{ st}$ Wärmeersparnis $332\text{ WE/m}^2\text{ st} = 53\%$ Außenwandtemperatur 50°C 

Querschnitt eines Rostofens, isoliert mit Sterchamolsteinen

Rostofen.Innentemperatur = 1000°C Lufttemperatur = 20°C **nicht isoliert:**

Schichtenfolge: 0,75 m ff. Material

Blechmantel

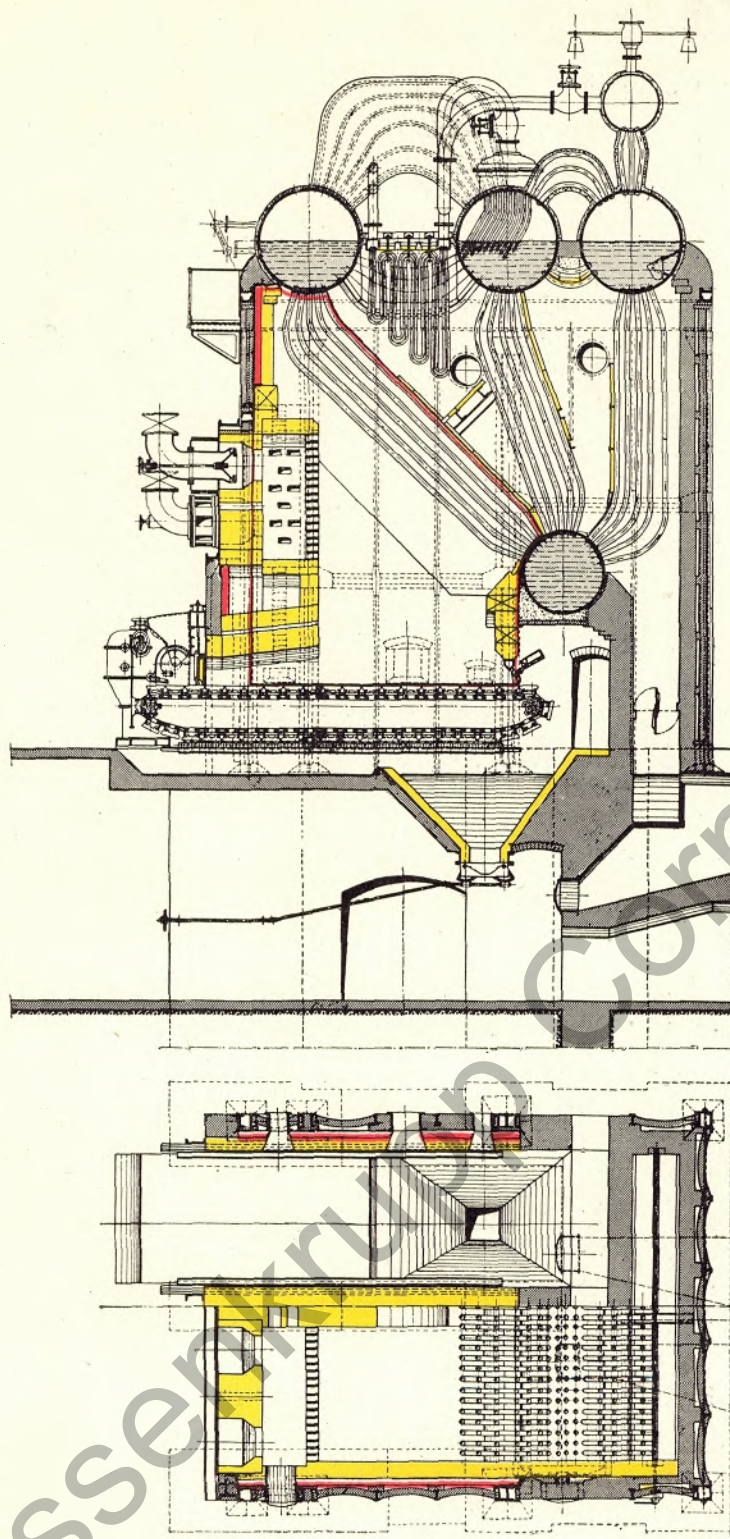
Wärmeverluste $1490\text{ WE/m}^2\text{ st}$ Außenwandtemperatur 125°C **isoliert:**

Schichtenfolge: 0,50 m ff. Material

0,25 m Sterchamol 23

Blechmantel

Wärmeverluste $576\text{ WE/m}^2\text{ st}$ Wärmeersparnis $914\text{ WE/m}^2\text{ st} = 63\%$ Außenwandtemperatur 71°C



„Hanomag“-Steilrohrkessel (Querschnitt und Grundriß)
isoliert mit Sterchamolsteinen

Die ungemein großen Ersparnisse von 50 bis über 90 % an Wärmestrahlungsverlusten, welche je nach Art der isolierten Anlage erzielt werden, bedeuten eine außerordentlich günstige Kapitalanlage, die sich

sehr schnell amortisiert. Über die Verbesserung des Wirkungsgrades der betreffenden Anlagen werden zur Zeit Untersuchungen angestellt, über die spätere Veröffentlichungen folgen.

Steilrohrkessel.

Innenwandtemperatur = 800°C

Lufttemperatur = 20°C

nicht isoliert:

Schichtenfolge 0,30 m ff. Material

0,25 m Ziegelmauerwerk

Wärmeverluste $1240\text{ WE/m}^2\text{ st}$

Außenwandtemperatur 115°C

isoliert:

Schichtenfolge 0,25 m ff. Material

0,25 m Sterchamol 23

0,12 m Ziegelmauerwerk

Wärmeverluste $420\text{ WE/m}^2\text{ st}$

Wärmeerparnis $820\text{ WE/m}^2\text{ st} = 66\%$

Außenwandtemperatur 60°C

Isolierungen von Rohrleitungen:

Ganz besonders ist die gute Isolierung bei Rohrleitungen, wie Fernheizungen, Abhizeanlagen, Generatorgasleitungen usw., erforderlich, da bei denselben sehr hohe Wärmeerparnisse erzielt werden können, wie folgendes Beispiel zeigt:

Heißdampfleitung von 300°C Innentemperatur.
Isolierstärke 60 mm Sterchamol-Rohrschalen.

nicht isoliert:

Wärmeverluste $3960\text{ WE/m Rohrleitung pro st}$
Außenwandtemperatur 300°C

isoliert:

Wärmeverluste $300\text{ WE/m Rohrleitung pro st}$
Wärmeverlustersparnis $3660\text{ WE/m Rohrleitung pro st} = 92,4\%$

Außenwandtemperatur 50°C

Abhizeleitung einer Gichtgaskraftmaschine.

Lichter Durchmesser = 0,402 m

Innentemperatur = 600°C .

Außenlufttemperatur = 20°C .

nicht isoliert:

Wärmeverluste = $26500\text{ WE/m Rohrleitung pro st}$.

Außenwandtemperatur $\sim 600^{\circ}\text{C}$.

isoliert:

Isolierstärke 80 mm Rohrschalen 23

Wärmeverluste = $865\text{ WE/m Rohrleitung pro st}$.

Wärmeverlustersparnis = $25635\text{ WE/m Rohrleitung pro st} = 97\%$

Außenwandtemperatur = 80°C .

Anmerkung: Die in vorstehenden Berechnungen angeführten Wärmeverluste bzw. Wärmeerparnisse beziehen sich auf die Wärmestrahlungsverluste der Wandflächen.

Wie der Mensch den Blitz bezwang

Von Dr. Werner Buchloh

Blitz und Aberglaube.

Wenn wir uns in jene Zeiten zurückversetzen, in denen die Kleidung der Menschen nur aus den Fellen erbeuteter Tiere bestand, die mit Pfeil und Bogen erlegt waren, und an Stelle der heutigen Städte öde Wildnis herrschte, so sehen wir auch, wie Götter angebetet wurden, die nach jener Menschen Glauben all das Wunderbare und Unerklärliche in der Natur schufen. So betete man auch zu dem Gotte des Blitzes und Donners, wenn mit unheimlicher Naturgewalt ein Gewitter über die Erde brauste, daß er ihnen gnädig sein und ihr Hab und Gut schonen möge. Eine überirdische Macht erschien ihnen dieses Naturereignis, gegen das sie sich ohnmächtig dünkten und kein anderes Mittel zum Schutze kannten als das Gebet. Man hielt es für das Zeichen eines Gottes oder für das Feuer, das die Götter vom Himmel sandten.

Die Zeit ging weiter; der Glaube an die Götter und so auch an den des Donners und Blitzes schwand; aber ein gewisses Gefühl, daß diese Naturerscheinung etwas Übernatürliches sei, blieb lange erhalten. Der Aberglaube bemächtigte sich ihrer. Man hielt den Blitz für einen furchtbaren Drachen, der am Himmelsgewölbe entlang fuhr und die Menschen mit Verderben bedrohte. Oder man glaubte, daß, falls man mit dem Finger nach dem Blitze zeigte, derselbe verfaßt oder der Blitz einschlägt. Wenn man ein Schwalbennest zerstörte, fürchtete man zur Strafe den Einschlag; dagegen glaubte man sich geschützt, wenn ein Storch sein Nest auf dem Hause gebaut hatte. Diese abergläubischen Gefühle waren aus der Angst entstanden, die man vor der mächtigen Lichterscheinung hatte, und sie sind auch heute bei vielen Menschen noch nicht ganz geschwunden. Immerhin ist die Furcht vor dieser Erscheinung berechtigt; denn man hat festgestellt, daß allein schon in dem kleinen England jährlich etwa 124 Menschen durch den Blitz getötet werden, in dem größeren Nordamerika 700 bis 800; ebenso in den übrigen Staaten eine beträchtliche Anzahl Menschen, so daß es nicht wundern nimmt, daß man in der Furcht an übernatürliche Dinge glaubte.

Der Aberglaube verdankte seine Entwicklung aber auch größtenteils dem Umstand, daß man kein Mittel kannte, die Macht dieser unheimlichen Naturgewalt zu brechen, die den Menschen das Leben nehmen und die Ergebnisse langer Arbeit innerhalb kurzer Zeit zerstören konnte. Dann aber gab man sich daran, das scheinbare Wunder genauer ins Auge zu fassen und diese Dinge natürlich zu erklären. Jahrhunderte sind darüber hingegangen, viele Geheimnisse sind der Natur entlockt, aber auch viele Rätsel harren noch der Lösung. Jedoch weiß man nun, dank der unermüdblichen Arbeit vieler Männer, welcher Art Blitz und Donner sind, und kennt die Mittel, sich vor den zerstörenden Wirkungen weitestgehend zu schützen. Wie es nun geschehen ist, daß der Mensch hier zu einem Sieger über die Natur wurde und welcher Art die Mittel in dem Kampfe mit ihr sind, das soll nun erzählt werden.

Anfänge der Erforschung der Elektrizität.

Wir wollen uns einige Jahrhunderte zurückversetzen, und zwar in dasjenige, in dem Deutschland durch einen gewaltigen Krieg, der dreißig Jahre andauerte, sehr zu leiden hatte. Zehn Jahre nach Ende dieses Krieges begeben wir uns in die deutsche Stadt Magdeburg zu dem

dortigen Bürgermeister mit Namen von Guericke. Die Leiden des Krieges waren auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen, denn er war in Gefangenschaft gewesen, in die er bei Zerstörung seiner Vaterstadt geraten war.

Er gab sich nun mit Liebe wissenschaftlicher Betätigung hin, und wir finden ihn inmitten eigenartiger Apparate, Glaskugeln und Stäben aus allen möglichen Stoffen; es riecht nach Schwefel, und durch den Raum sind Leinwandfäden gezogen. Was mag das bedeuten und wozu sind diese Dinge bestimmt, wird man erstaunt fragen. Sehen wir einmal selbst zu, was er dort treibt. Einen Stab reibt er mit der Hand und die Flaumfedern, die auf dem Tische herumliegen, fliegen zu dem Stab in Eile hin, als ob sie Leben bekommen hätten. Immer wieder treibt er dieses eigenartige Spiel. Dann nimmt er Stäbe aus verschiedenem Material; der eine ist aus Holz, der andere aus Glas, einige aus Siegellack, Bernstein, Elfenbein und anderem. Schon von alters her wußte man, daß Bernstein leichte Dinge, nachdem man es gerieben hat, anzieht und Guericke wollte sich einmal persönlich davon überzeugen, ob dies auf Wahrheit beruhe. Viel hatte er schon darüber nachgedacht, wie man diesen Vorgang wohl erklären könne.

Ein englischer Arzt, mit Namen Gilbert, hatte 30 Jahre vor ihm der Ursache dieser Erscheinung den Namen Elektrizität gegeben, weil der Bernstein, der erste bekannte Träger dieses geheimnisvollen Etwas, von den Griechen „Elektron“ genannt wurde. Hier trat dem Menschen etwas Neues entgegen, das in seinen Erscheinungen Wunderbares und Rätselhaftes an sich hatte. Noch heute sind die Rätsel dieses Begriffes, den wir mit dem Namen Elektrizität belegen, nicht ganz gelöst.

In jener Zeit finden wir die Anfänge der Erforschung einer Macht, die verborgen im Naturreich lag und die sich der Mensch Schritt für Schritt erobern mußte, um sie derart in seinen Dienst zu stellen, wie es heute geschieht, aber auch sich ihrer als Mittel zu bedienen, weiter in das geheimnisvolle Walten der Natur einzudringen.

Sehen wir den Versuchen Guericke's ein wenig weiter zu. Er begnügte sich nicht mit der wenigen Elektrizität, die er mit den Stäben erzeugen konnte, sondern er sann auf ein Mittel, wie er ihre Wirkung verstärken könne. Zu diesem Zwecke machte er Schwefel flüssig, goß ihn in eine Glaskugel hinein und ließ ihn darin erstarren. Darauf schlug er das Glas entzwei und rieb dann die Kugel, die er mit einer Kurbel drehte, an der Handfläche vorbei. Er konnte nun die elektrischen Erscheinungen in vergrößertem Maße wiederholen. Papierstrikeln, die sich in der Nähe der geriebenen Schwefelkugel befanden, flogen mit großer Gewalt gegen die Kugel hin. Aber nun ereignete sich etwas Neues. Nach kurzem Verweilen wurden sie von der Kugel mit gleicher Gewalt wieder abgestoßen. Wie kam das?

Erst später fand man die Erklärung: Die beiden miteinander geriebenen Körper verschiedener Art wurden elektrisch, doch in verschiedener Weise, derart, daß sie in Berührung miteinander keine Kräfte nach außen offenbaren und erst voneinander getrennt sie hervortreten lassen. Es entstehen daher stets Elektrizitäten entgegengesetzter Art, die sich wie positive und negative Größen verhalten, die zusammengenommen einander aufheben.

Man spricht deshalb von positiver und negativer Elektrizität und fand, daß gleichartige Elektrizitäten einander abstoßen, entgegengesetzte einander anziehen.

So erklärt sich die Abstoßung der Papierschnitzelchen sehr einfach: sie hatten von der Schwefelkugel etwas von deren Elektrizität angenommen und wurden deshalb abgestoßen. Warum waren aber die vorher unelektrischen Schnitzelchen von der Schwefelkugel zuerst angezogen worden?

Für diese Erscheinung erwies sich ein anderer Versuch sehr aufklärend, den Guericke angestellt hatte. Er fand nämlich, daß man die Elektrizität durch frei ausgespannte Leinwandfäden fortleiten kann, so daß am Ende des Fadens sich Elektrizität zeigt, wenn man dessen Anfang mit ihr in Berührung bringt. Damit hatte er die Erscheinung der elektrischen Leitung entdeckt, die ähnlich ist dem Fließen des Wassers in einer Röhre. Man hatte dann auch später gelernt, daß manche Stoffe den elektrischen Strom, wie man die fließende Elektrizität auch nannte, gut leiten, zu denen hauptsächlich die Metalle gehören; sowie andere, die ihn nicht leiten, wie Paraffin, Kautschuk, Seide und andere. Die ersteren nennt man „Leiter“, die anderen „Nichtleiter“.

Aber noch etwas sehr Eigentümliches zeigte sich: Er brauchte nicht einmal den Anfang des Fadens mit dem elektrischen Körper zu berühren, sondern nur in seine Nähe zu kommen, um am anderen Ende Elektrizität zu beobachten. Erst später lernte man, diese merkwürdige Erscheinung zu erklären. Man weiß heute, daß jeder Körper eine Mischung positiver und negativer Elektrizitäten enthält, die in ihrer Gesamtheit den Körper unelektrisch oder „neutral“ erscheinen lassen. Bringt man nun einem solchen einen etwa mit positiver Elektrizität geladenen nahe, so wird aus der Mischung der beiden Elektrizitätsarten des neutralen Körpers negative Elektrizität auf dem Körper in Richtung des geladenen sich hinbewegen, und die positive in entgegengesetzter Richtung. Die auf diese Weise auf einem neutralen Körper erhaltene Elektrizität nennt man Influenzelektrizität. Brachte also Guericke eine negativ elektrische Schwefelkugel dem Anfang des Fadens nahe, so bewegte sich die positive Elektrizität des Fadens zu seinem Anfang hin und die negative zum Ende, wo er sie dann zu seinem Erstaunen bemerkte. So bedeutend diese Entdeckung auch war, so ist sie doch von seinen Zeitgenossen unbeachtet geblieben.

Wir können jetzt verstehen, warum auch neutrale Körper angezogen werden. Es bewegt sich eben auf einem solchen die in bezug auf den elektrischen Körper ungleichnamige Elektrizität zu diesem hin und zieht so den ganzen Körper mit. Auf diese Weise erklärt sich der uralte Versuch, daß jeder elektrisch geladene Körper ungeladene leichte Körperchen zu sich hinzieht.

Der elektrische Funke als Blitz im kleinen und weitere Versuche.

Man wird sich fragen, was die Tätigkeit jenes Mannes — und nicht nur er, sondern auch viele andere zu seiner Zeit betrieben ähnliches — mit Blitz und Donner zu schaffen hat. Diese Frage hätte auch Guericke nicht zu beantworten gewußt. Erst etwa ein halbes Jahrhundert später entdeckte der Leipziger Physiker Winkler den Zusammenhang. Auch er versuchte das eigenartige Wesen der Elektrizität näher kennenzulernen. Damals hatte man gelernt, die Elektrizität aufzuspeichern, und zwar einmal auf Metallkugeln, zum anderen in den sogenannten Leydener Flaschen, das sind Glasflaschen, die innen

und außen mit dünnem Metall, z. B. Stanniol, beklebt sind. Speicherte er die Elektrizität etwa in einer Leydener Flasche auf und näherte sich ihr mit dem Finger, so kam aus der Flasche ein Funke heraus und schlug mit Getöse in den Finger ein.

Kleine derartige Fünkchen kann sich jeder leicht selbst erzeugen: man braucht nur im Dunkeln einen Kamm, mit dem man sich gekämmt hat, über die Hand zu halten, um aus ihm Fünkchen springen zu sehen. Auch das Knistern beim Streicheln einer Raute hat elektrische Fünkchen zur Ursache.

Als Winkler diesen Funken nun sah und den damit verbundenen Knall hörte, sagte er sich, daß Blitz und Donner von derselben Art sein müssen, nur in größerem Maßstabe. Blitz und Donner sind also im Grunde nichts anderes als ein elektrischer Funke und Knall.

Nun bemerkt man freilich beim Gewitter, daß der Blitz meist zuerst auftritt und der Donner erst später nachfolgt. Wie mag das kommen? Nun, der Schall braucht eben eine viel längere Zeit als das Licht des Blitzes, um zu uns zu gelangen. Man wird sicher schon bemerkt haben, daß, wenn in größerer Entfernung ein Mann mit der Axt auf einen Baum schlägt, man viel früher die Axt den Baum treffen sieht, als man den Schall hört. Das Licht vermittelt das Sehen und der Schall das Hören des Baumschlages; das Licht braucht nun bedeutend kürzere Zeit, um zu uns zu gelangen, als der Schall und eilt ihm voraus. Man hat gemessen, daß der Schall sich durchschnittlich um etwa 340 Meter in der Sekunde fortbewegt, das Licht dagegen 300 Millionen Meter oder 300 000 Kilometer in derselben Zeit.

Mit dieser Kenntnis kann nun jeder leicht die Entfernung eines Blitzes bestimmen. Man braucht nur die Sekunden vom Aufleuchten des Blitzes bis zu seinem Donner zu zählen und diese Sekundenzahl mit rund 300 zu multiplizieren, so hat man die Entfernung des Blitzes in Metern. Zählt man z. B. 10 Sekunden, so ist das Gewitter noch rund 3000 Meter von uns entfernt. Bei dieser Rechnung hat man stillschweigend angenommen, daß das Licht überhaupt keine Zeit braucht, um bis zu uns zu gelangen; aber das kann man machen, weil diese Zeit gegenüber der des Schalles nicht in Betracht kommt.

Winkler machte noch andere sehr reizvolle Versuche. Wenn er den elektrischen Funken aus einer Leydener Flasche in Alkohol überspringen ließ, so flammte dieser im selben Augenblick auf. Und nicht nur Alkohol, sondern fast alle leicht brennbaren Stoffe konnte er auf solche Weise zur Entzündung bringen. Diese Eigenschaft der elektrischen Funken hat heute eine sehr wichtige Bedeutung: man benutzt ihn, um im Benzinmotor die vom Kolben in den Zylinder eingesaugten leicht brennbaren Gase in dem Augenblick, in dem sie vom Kolben wieder zusammengedrückt sind, zur Explosion zu bringen. Dadurch wird der Kolben wieder vorgetrieben und ein Rad in Umdrehung versetzt, wodurch dann ein Wagen in Bewegung gebracht werden kann oder ein geeignet gebauter Flug, Motorflug genannt, von selbst fährt oder eine Dreschmaschine ohne menschliche Anstrengung das Dreschen besorgen kann, sowie anderes mehr.

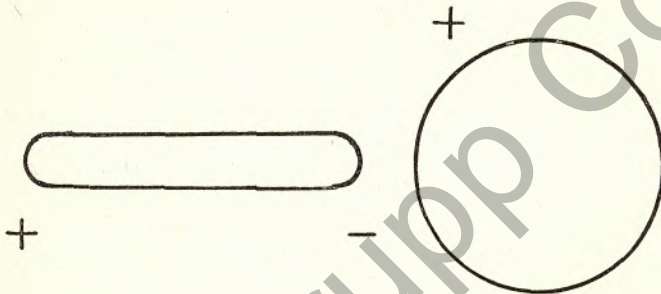
Ebenso wie die Metallkugel eine gewisse Menge Elektrizität aufspeichert gleichwie ein Behälter eine Flüssigkeit, so kann auch die Erde für einen riesengroßen Behälter der Elektrizität gelten, nur daß alle in sie abgeflossenen Elektrizitätsmengen in sie verschwinden wie ein winzig kleiner Tropfen in einem großen Meer, so daß man nichts mehr davon merkt. Einen elektrischen Körper „mit der

Erde verbinden“ heißt also soviel als seine Ladung weg-leiten und verschwinden lassen; hingegen „seine Verbindung mit der Erde trennen“ heißt soviel als die Möglichkeit seiner Aufladung herstellen. Es ist das für das Verständnis des folgenden wichtig.

Wie Franklin die Elektrizität aus den Wolken herunterholte.

Obwohl nun Winkler die Ähnlichkeit zwischen dem kleinen Funken und dem Blitz erkannt hatte, so war doch noch nicht bewiesen, daß wirklich die Elektrizität die Ursache der gewaltigen Lichterscheinung am Himmel sei. Da machte ein anderer, der Amerikaner Franklin, einen spannenden Versuch. Er zog über ein leichtes Kreuz aus Zedernholz ein dünnes Seidentuch nach Art eines Drachen, versah ihn mit einem Schwanz, trieb in das vordere Ende eine lange Drahtspitze und brachte die Schnur des Drachen mit diesem Draht in Verbindung. An das untere Ende der Schnur band Franklin einen Schlüssel. Wenn nun eine Wetterwolke heraufzog, ließ er den Drachen steigen und richtete es so ein, daß der Schlüssel in keiner Verbindung mit der Erde stand. Näherte er jetzt dem Schlüssel einen Draht, der mit der Erde verbunden war, so sprangen aus ihm lange Funken. Dies war ein untrüglicher Beweis dafür, daß in der Luft Elektrizität vorhanden war.

Mit der Drahtspitze am Drachen hat es noch eine besondere Bewandnis. Wenn man nämlich einen geladenen Körper mit einer Spitze versieht, so wird dort durch die Abstoßungskräfte der gleichnamigen Ladungen der Nachbarschaft die Elektrizität stark zusammengedrängt, wodurch ein Ausströmen in die Luft veranlaßt wird. Ja, dieses Ausströmen kann so stark sein, daß sogar ein Luftstrom entsteht, den man als elektrischen Wind bezeichnet.



Wir wollen uns nun eine mit positiver Elektrizität geladene Metallkugel gegenüber einer Metallstange aufgestellt denken, wie es die Abbildung andeutet. Wir haben früher gesehen, daß dann Influenzelektrizität entsteht, also auf der der Kugel zugewendeten Seite der Stange ungleichnamige, hier demnach negative Elektrizität, und auf der abgewandten Seite positive. Bringen wir nun an der negativen Seite der Stange, der Kugel gegenüber, eine Spitze an, so strömt die negative Elektrizität durch die Luft zur Kugel hin, und die übrig gebliebene positive Elektrizität breitet sich auf der Stange aus. Es macht also den Eindruck, als ob die Spitze aus der Kugel Elektrizität gesaugt hätte. Die Saugwirkung der Spitze hat also Franklin bei seinem Drachenversuch benutzt, um die Elektrizität aus den Wolken herunterzuholen.

Der Blitzableiter.

Mit diesen schönen Versuchen hatte Franklin zugleich eine überaus wichtige Erfindung gemacht. Denn da man wußte, daß die Elektrizität lieber durch einen guten Leiter fließt als durch einen schlechten, so muß der Blitz den

Weg durch einen gut leitenden Draht anderen Wegen vorziehen. Um den Einschlag eines Blitzes zu vermeiden, brauchte man ihm nur einen guten Leiter in die Erde zur Verfügung zu stellen, um ihn ohne allen Schaden in sie ableiten zu lassen. In der Tat machte man es auch so. Um ein Haus vor dem zerstörenden Einschlag eines Blitzes zu bewahren, bringt man darauf eine Stange mit einer Spitze an, die durch einen dicken Metalldraht oder ein Metallband mit der Erde verbunden ist.

So einfach dieser Gedanke auch war, so muß man doch überlegen, daß etwa 150 Jahre der Forschung nötig waren, bis man zu einem wirksamen Mittel kam, jener uns verderblichen Naturmacht Herr zu werden. Dies war einer der Triumphe des menschlichen Geistes und ein Markstein in der Geschichte der Kulturentwicklung.

Freilich wußten alle jene Forscher, die sich mit diesen Dingen in früheren Zeiten beschäftigt hatten, nicht, daß einmal praktisch Verwertbares aus ihrer Arbeit entstehen könnte. Aber darauf kommt es der Wissenschaft überhaupt nicht in erster Linie an, sondern darauf, die Geheimnisse und Gesetze der Natur zu ergründen. In diesem Sinne wurde und wird auch heute noch weiter gearbeitet. Manches Unfassbare wurde verständlich, manches scheinbar Ungeheimnis wurde als Gesetz erkannt, und es ergab sich von selbst, daß dann diese Gesetze zum Teil auch für das praktische Leben verwertet werden konnten und die Grundlagen für unsere heutige Kultur und hochentwickelte Technik geschaffen wurden.

Noch eine andere hübsche Einrichtung hat Franklin erfunden, wodurch sich die Lufterlektrizität selbsttätig zeigte. Er stellte zwei Glocken in einigen Zentimetern Abstand voneinander auf, zwischen denen an einem nicht leitenden Seidenfaden ein kleiner Metallklöppel aufgehängt war. Die eine Glocke verband er mit einem Blitzableiter, die andere mit der Erde. Wir haben nun früher gehört, daß ungeladene Körper von geladenen erst angezogen und dann durch die Aufnahme gleichnamiger Elektrizität wieder abgestoßen werden. Floß nun aus der Luft durch den Blitzableiter Elektrizität in die eine Glocke, so wurde der Metallklöppel von dieser zuerst angezogen und brachte sie zum ertönen. Nach der Berührung wurde er abgestoßen und brachte die andere Glocke zum ertönen. Bei der Berührung mit der zweiten Glocke floß dann die Elektrizität des Klöppels durch sie zur Erde ab. Nun erfolgte wieder Anziehung und Abstoßung durch die erste Glocke und das Spiel wiederholte sich. Sobald also die Glocken ertönten, wußte man, daß die Luft elektrisch geladen war.

Bei der Anbringung von Blitzableitern muß auf allerlei Dinge geachtet werden, z. B., daß keine zu scharfen Ecken in der metallischen Leitung vorhanden sind, denn solche Ecken geben leicht den Anlaß zum Abspringen des Blitzes; ferner müssen Lötstellen oder Unterbrechungen vermieden werden, da sie leicht Zündungen veranlassen.

Die Reichweite des Schutzes eines Blitzableiters kann man ungefähr gleich seiner Höhe setzen, also gleich dem Umkreise um den Leiter, der seine Höhe zum Halbmesser hat.

Der Schutz ist aber auch außerordentlich abhängig von der Art des Erdbodens, in den die metallische Leitung geführt wird. Ganz trockene Erde leitet die Elektrizität überhaupt nicht; nur das Wasser leitet. Daher ist es wichtig, die Erdeleitung so tief wie möglich, am besten bis zum Grundwasser zu führen. Im übrigen muß man die Anbringung eines Blitzableiters sachkundigen Leuten überlassen, da mancherlei Dinge dabei zu beachten sind, auf die wir jetzt nicht näher eingehen können.

Viele Männer zu Franklins Zeiten machten Versuche mit der Luستهlektrizität, und so hat z. B. ein Franzose, de Romas, den Franklinschen Drachenversuch in viel größerem Maßstabe wiederholt. Anstatt des Schlüssels band er eine große Platte an das Ende der Drachenschnur, woraus er Funken von 3 Meter Länge ziehen konnte, deren Knall auf 200 Schritte hörbar war. Diese Versuche forderten auch ein Opfer: Prof. Richmann in Petersburg benutzte eine lange Stange zur Prüfung der Luستهlektrizität. Als er sich nun am 6. August 1753 während eines Gewitters der Stange näherte, erschlug ihn ein daraus herausspringender Feuerball.

Ein merkwürdiger Käfig.

Es ist noch ein besseres Schuttmittel gegen den Blitz denkbar als der einfache Blitzableiter, den wir soeben kennen lernten. Es geht zurück auf merkwürdige Versuche, die der berühmte Physiker Faraday anstellte. Er fand nämlich, daß die Elektrizität, die man auf einen leitenden Körper bringt, nicht in den Körper eindringt, sondern nur auf seiner Oberfläche sich ausbreitet. Zum Beweise dieses Verhaltens ließ er sich ein Drahtgestell nach Art eines Vogelfäfigs bauen, und zwar so groß, daß er sich selbst hineinbegeben konnte. Mit einem empfindlichen Instrument zum Messen der Elektrizität setzte er sich nun hinein und ließ durch seine stärkste Elektrifiziermaschine große Elektrizitätsmengen auf den Käfig überspringen. Er verspürte nun nichts von einem elektrischen Schlag oder irgendwelchen ähnlichen unangenehmen Empfindungen und konnte auch nichts mit seinem Meßinstrument nachweisen.

Dieser Versuch bewies also die Richtigkeit seiner Behauptung, wonach sich alle Elektrizität auf der Oberfläche des Drahtgestells ausbreitet und nichts in das Innere davon eindringt. Das hat auch seine praktische Bedeutung gehabt, denn man kann ein Haus genau auf dieselbe Weise vor der Gewitterelektrizität schützen. Man leite nur am Dachfirst und an allen Ecken des Hauses entlang Drähte und verbinde sie untereinander gleichfalls in gewissen Abständen mit weiteren Drähten. Die Leitungen an den lotrechten Ranten des Hauses gehen tief in die Erde hinein. So wird die Gewitterelektrizität dem Hause kaum etwas anhaben können, da es wie in einem Faradayschen Käfig sitzt. Durch die Drahtoberfläche wird alle Elektrizität gefahrlos zur Erde abgeleitet. Für größere Gebäude ist diese Anordnung ein wenig umständlich und teuer und man begnügt sich deshalb häufig mit einfachen Blitzableitern oder einer Verbindung beider Arten von Blitzschutz, wobei der „Käfig“ nur andeutungsweise ausgeführt wird.

Fälle von Blitzwirkungen.

Es ist nicht ohne Reiz, die Beschreibungen zu lesen, die man von eigenartigen Wirkungen des Blitzes auf Gegenstände und Menschen gegeben hat.

In St. Andrä in Sausal in Steiermark schlug der Blitz einmal in einen Apfelbaum, der etwa 30 Meter von dem Schulhause des Ortes entfernt stand. Der Baum wurde vollständig zersplittert, und ein solcher Knall erschütterte die Luft, daß 14 Fensterscheiben vom Schulhause in kleine Stücke zerschlagen wurden. Vielleicht hatte der Blitz die Säfte des Baumes derartig erhitzt, daß sie in Dampf übergingen, der durch seinen Druck den Baum mit solch furchtbarem Knall auseinanderriß. Es können aber auch rein elektrische Kräfte gewesen sein, die eine derartig heftige Wirkung hatten. Mit der Tatsache, daß gleichnamige Elektrizitäten sich abstoßen, ist bei den großen, hier wirkenden Mengen ein solches Auseinanderplagen ebenfalls zu verstehen.

Daß der Blitz auch zum Diebe werden kann, wird aus der Ortschaft Nöbling im Gailtale erzählt. Der Blitz schlug in einen ziemlich weit vom Dorfe stehenden Kirschbaum, nahm von ihm ein Bündel Kirschchen mit und trug sie in eine Scheune, die im Orte stand, sie in Brand steckend. Nachdem der Brand gelöscht war, fand man die Kirschchen.

Ein Lehrer aus dem Orte Leibnitz in Steiermark berichtet von einem besonderen Blitzschlag, der glücklicherweise kein Opfer gefordert hat. An einem Abend im September schlug der Blitz gleichzeitig in zwei gegenüberliegende Wohnhäuser, die 50 Schritte voneinander entfernt waren. Im nördlicheren der beiden Häuser saß im Augenblick des Einschlagens eine Frau nahe beim offenen Fenster. Sie sah ein „Feuer“ hereinkommen und gleichzeitig erschütterte ein fürchterlicher Knall das ganze Haus. Das Dach verlor mehr als die Hälfte der Ziegel und alle Zimmerdecken bekamen Sprünge. Sie konnte später näheres über das hereingeflogene „Feuer“ nicht aussagen, da sie vorübergehend betäubt war. Im anderen Hause saß gerade eine Familie bei der Abendmahlzeit um einen großen Tisch, über dem sich eine Hängelampe befand. Plötzlich kam längs der Lampe in sehr rascher Bewegung eine birnenförmig gestaltete Feuermasse von bläulich gelber Farbe zum Tische herab, warf hier ein mit Bier gefülltes Glas zur Seite und zerschmetterte es, während die Lampe unverfehrt blieb. Von den fünf im Zimmer anwesenden Personen verspürten drei derselben Schläge in den Gliedmaßen oder leichte Lähmungen; zwei davon blieben unverfehrt. Vom Tische bewegte sich der feurige Körper gegen den Ofen — das Glas war nach der entgegengesetzten Seite geworfen worden — und endete, mit einem großen Knall explodierend. Während der Fortbewegung der Kugel war kein Geräusch vernehmbar gewesen. Da die Zimmerdecke keine Beschädigung zeigte, so gewinnt es den Anschein, als ob dieser Blitz Anfang und Ende im Zimmer gefunden hätte. Während er im Zimmer seine Schrecken verbreitete, schlug ein anderer Blitz in die neben dem Zimmer befindliche Küche ein; in keinem der beiden Häuser ist ein Brand entstanden.

Fortsetzung folgt.

Bald donnernd und krachend, bald in geheimnisvoller Stille geht die Weltgeschichte ihren Weg, während Menschenschicksale, große wie kleine, lebenslang neben ihr herlaufen, als ob sie nichts zu tun hätten, und doch trägt jedes der Millionen Wesen mit an einer Riesenlast, die sich dröhnend und stöhnend über sie hinauswälzt.

Max v. Cyth.

Das Leben und Treiben im Mittelalter

Von Prof. Dr. Wilhelm Reeb

Langsam klimmen die Pferde den steilen, schmalen Weg zur Burg empor, die dort trozig auf schroffem Felsenhang sich erhebt und weithin in die fruchtbaren Lande schaut. Fahrende Sänger sind die beiden Reiter, von dem Fürsten des Landes mit einem wichtigen Auftrage zu Ritter Eberhard entsandt. Überall waren solche Leute gern gesehen: gastliche Aufnahme, freundliches Gehör und reicher Sold waren ihnen sicher. Oft waren sie ritterlichen Standes, nachgeborene, besitzlose Söhne, deren älterer Bruder das Erbe erhalten: heimatlos führten sie ein unruhiges, entbehrungsreiches Leben, wenn ihnen nicht die „Milde“ eines Herrn ein Lehns- gut gab.

Nun war die Höhe erreicht; der Tortwächter läßt die Zugbrücke, die über einen tiefen Wallgraben die Verbindung mit dem Nachbargelände herstellt, rasselnd nieder, durch den Torturm reiten sie ein in die Burg mit ihren gewaltigen Gebäuden. Massen von höri- gen Leuten haben sie in lang- wieriger Arbeit im Schweize ihres Angesichtes errichtet: als Hauptverteidigung den mächtigen Turm im Innern, den Bergfried, der in seinem unteren tür- und fensterlosen Stockwerk Vorratsräume für Waffen aller Art birgt, wie Streitärzte, Streitkolben, Arm- brüste, Bogen mit Pfeilen, Spießeißen mit eisenbeschla- genem Schaft und Eisenschuh; darüber liegen, von außen nur auf einer Leiter erreichbar, die Räume zur Verteidigung gegen den Angreifer, dem es gelungen, in die Burg ein- zudringen. An ihn lehnt sich der Palas¹, das Wohnhaus des Ritters, mit breiter Freitreppe, der aber im Innern, wenn nicht gerade der Erbauer zu den Reichen des Landes gehörte, nur enge, wenig anheimelnde Wohnräume enthält. Klein ist auch die Kapelle, geräumiger der Marstall, der die Streittruppe des Ritters und seiner Mannen beherbergt. Im Hofe liegt der Brunnen, der bis in die tiefste Tiefe ausgehöhlt ist, damit er das Grundwasser erreicht; vorher mußte alles Wasser aus der Ebene heraufgeholt und in Tonnen aufbewahrt werden, eine mühselige Arbeit. Starke Mauern umsäumen den Rand der Höhe und wehren jedem Angriff. Sicherheit bietet diese Wohnstätte ihrem Besitzer, aber wenig Bequemlichkeit. In der warmen Jahreszeit sind die Räume, die den Bewohnern zum Aufenthalt dienen, durch die dicken Mauern gegen die Sonnenhitze geschützt, aber im Winter, wenn es draußen schneit und der Frost die Burgwege bei jedem Schritte der Menschen erklimmen läßt, da ist es ein ungemütlicher Aufenthalt. Denn nur das Frauengemach, die Remnate, so genannt, weil sie einen Kamin hat, kann geheizt

werden²; doch auch sie wird nur annehmbar warm, wenn viele große Holzscheite in Glut aufgehen. Hier wohnt die Rittersfrau mit den Kindern; während sie mit ihren Mägden der häuslichen Arbeit nachgeht, verbringt der Burgherr selbst, in Pelze gehüllt, seine Zeit mit befreundeten Nachbarn beim Brettspiel oder beim Trunk im Rittersaal, wenn nicht die Pflege der Rosse, eine Jagd im Walde oder Waffenübungen im Burghofe ihn ins Freie locken. Wenn so ein langer und rauher Winter die Menschen in den engen Raum des Hauses einschloß, stimmten sie wohl aus vollem Herzen in die Klage des mittelalterlichen Dichters ein:

„Könnst' ich verschlafen im Winter die Zeit!
Wach ich derweilen, so tut es mir leid,
Daß er regieret so weit und so breit.“

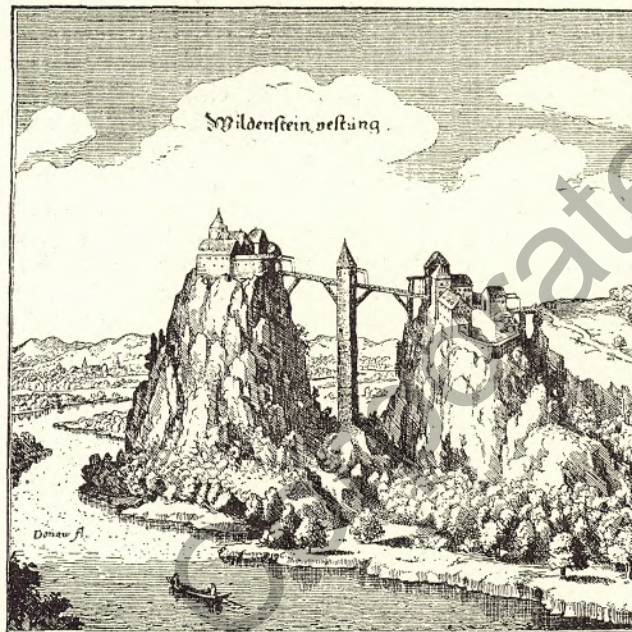
Um so größer war dann die Freude, wenn endlich die ersten Boten des Lenzes sich meldeten. Ein altes Spruchbuch der Trierer Bibliothek schildert uns die Frühlingslust: „So der Monat Mai mit seinen Kräften bringt, daß aus der dürrn Erde springt grünes Gras und lichte Blüte, daß alles in frischer Wate³ steht, dann werden von den Rittern und ihren Frauen und all ihrem Ingesinde Brunnens- fahrten zu Walde gemacht. Schöne Gezelte werden außen im Grünen bei der frischen

Quelle aufgeschlagen; mancherlei Kurzweil wird vollbracht von Rittern, Knechten und Frauen mit Singen, Springen, Rennen und Jagen und Umwandeln je zweier, mit Armen schön umfassen. Jeder findet in der Aue, wonach er sich gesehnet bis zum Tage der Brunnensfahrt.“

Doch wir haben unsere beiden Fahrenden schon allzu- lange im Burghofe warten lassen. Auf der Freitreppe nimmt der Ritter den Auftrag des Landesherrn entgegen, und freudige Aufnahme finden die beiden Reitersleute; denn sie haben die hochehrwünschte Einladung zu einem großen Hoffeste mit ritterlichen Spielen überbracht, das kommende Pfingsten gefeiert werden soll. Nun heißt es rasch die nötigen Vorbereitungen treffen, die Vorräte an Kleidung, Waffen und Schmuck mustern, ob Frauen und Herren ihrem Stande entsprechend erscheinen können und auch die Knappen und Knechte dem Hause Ehre machen werden. Neuanschaffungen sind leider, wie sich heraus- stellt, nötig: drum muß man morgen von dem Getreide, das die Hörigen als Zins Korn abgeliefert, in der Stadt verkaufen.

² Um 1480 war aber der Ofen allgemein im Gebrauch, umgeben von behäbigen Säulen und der Bank; jetzt schließen Glascheiben der Fenster auch die Burgstuben ab.

³ Gewand, Kleidung.



Burg Wildenstein an der oberen Donau bei Beuron

Beispiel einer Höhenburg

(Der mächtige Brückenpfeiler ist heute noch erhalten, ebenso die Hauptburg)

¹ Werk, III. Jahrg. (1923), Heft 5, S. 180.

Doch der Abend soll noch alle Insassen der Burg fröhlich vereinen, um die Kunst der Fahrenden zu genießen. Rasch verfliehet die Zeit bei ihren Wanderliedern, Spottliedern und Liebesliedern, zur Harfe gesungen, oder wenn sie alte Heldensagen oder Märchen aus fremden Ländern in der Halle der Burg erzählen und dann drunten im Hofe den Knechten und Mägden mit der Geige zum Reihentanz aufspielen. Manch Heidnisches, was da beim Singen und Sagen mit unterschlupft, geht freilich dem Burgpfaffen gegen den Strich. Aber wenn der alte Herr auch sonst ein gewichtiges Wort mitzureden hat, hier finden seine Mahnungen taube Ohren.

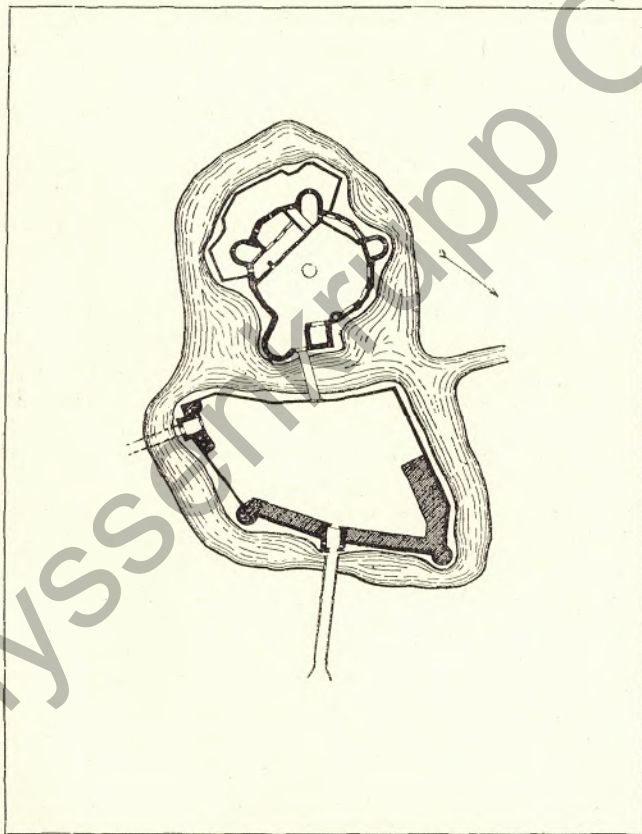
Der nächste Morgen sieht die Fahrenden im Gefolge des Ritters auf dem Wege zur Stadt. Jetzt tragen sie ihre Pferde durch das Dorf, das sich am Fuße des Burgbergs hinreckt; meist sind es hörige Leute, die es bewohnen, abhängig vom Herrn auf der Burg, dem auch das Land eignet, das sie gegen mäßigen Zins bestellen. Doch auch freie Bauern sitzen hier noch auf eigener Hufe. Die Dorfstraßen sind eben leer, aber nicht weil die Bauern heute hinter Pflug und Egge bei der Feldarbeit sind, sondern draußen vom Anger her schallt laute Freude. Dort

tummeln sich Frauen und Männer im Reihentanz und Ballspiel; denn heute feiert ein Paar das Hochzeitsfest. Statt der grauwollenen Arbeitskleider schmückt sie alle Festtracht: lange, buntleinene, faltige Kleider tragen die Frauen, mit Bändern und Kränzen geschmückt; die Männer im Kettenwams und farbigem Überrock sehen stattlich aus, und die freien Bauern führen gar stolz das Schwert an der Seite. Eben schreitet, von vier Zeugen geleitet, das Brautpaar in den Ring vor den Dorfsältesten. Der fragt sie kurz und eindringlich dreimal mit uraltem Spruch, den schon die Ureltern gehört, ob sie treu, als rechte Eheleute Freud und Leid teilen wollen. Auf ihr „Ja“ gibt er ihre Hände zusammen, das Brautlied ertönt, der Bräutigam tritt der Braut auf den Fuß zum Zeichen, daß er ihr Herr sein soll; die Trauung ist vollzogen. Nun folgt das üppige Hochzeitsmahl, das bis in die Nacht hinein dauert.⁴ Bei

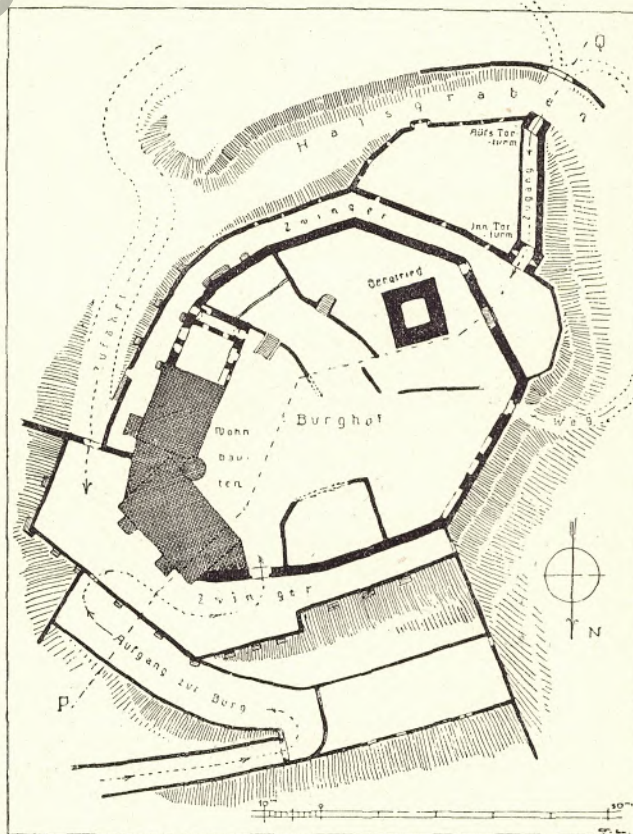


Burg Hülchrath a. d. Erft, Kreis Grevenbroich
(Beispiel einer Wasserburg im flachen Lande. Die Burg ist heute nur noch zum Teil erhalten. Der große Torturm besteht noch.)

⁴ Ähnlich ging es bei solchem Anlaß in den Städten zu: in Augsburg verzehrten 720 Gäste bei der Hochzeit eines Zinkenbläfers mit einer Bäderstochter in 8 Tagen (im Jahre 1493) 20 Ochsen, 49 Fiddlein, 500 Stück Federvieh, 30 Hirsche, 15 Auerhähne, 46 Kälber, 900 Würste, 95 Maßschweine, 1006 Gänse, 25 Pfauen und außerdem noch viel Fische, Krebse, Eier usw.



Lageplan der Kurkölnischen Landesburg Hülchrath
(Mit Ergänzungen)



Burg Miltenberg in Franken
Lageplan, der die Erschwerung der Zugänge deutlich erkennen läßt
(Erbaut im 13. Jahrhundert)

Tanz und Trunk feiert man weiter bis zum frühen Morgen, um sich zu stärken für die kommenden Tage voll Arbeit und Mühe, wie sie das Bauernleben mit sich bringt: für sie bilden sonst schon die Versammlungen an der Dorfsinde oder am Gerichtsstein eine angenehme Unterbrechung, und zu ihrer Ergözung ertönen abends Lieder in den Spinnstuben, oder hinter dem Ofen sitzt einer, der es versteht, mit alten Märchen die Zuhörer in seinen Bann zu schlagen.

Rasch hat der Ritter den Ehrentrunk, den ihm der Brautvater darbringt, geleert, dann geht die Fahrt weiter durch die Auen und die Dörfer, vorbei auch an der Wasserburg des ritterlichen Nachbarn, die, von Moor, Wassergräben und festen Mauern geschützt, in der Ebene liegt. Doch hatte sie im letzten Sommer sich dem Ansturm der

über den Wassergraben führt durch den Torturm die Straße über die Zugbrücke, ein sicherer Schutz gegen drohende Feinde, wenn die wehrhaften Bürger auf dem Wehrgang, der innen die Mauer umzieht, mit tapferem Mute den Angriff abzuschlagen bereit sind: nach Zünften geordnet treten dann die waffenkundigen Handwerker zur Abwehr an, um durch die Schießscharten ihre Geschosse den Feinden entgegenzusenden oder oben auf den Türmen der Mauer die gewaltigen Schleudergeschütze zu bedienen und durch die Pechnasen siedendes Pech oder kochendes Wasser auf die anklimmenden Gegner zu schütten. Heute bescheint die Vormittagssonne die friedliche Stadt und zeigt dem fernen Wanderer die glänzenden Ruppen der Stadtkirchen, den Turm des Rathauses und den mächtigen Bau des Domes, an dem viele Geschlechter

gearbeitet haben, bis er jetzt in den letzten Wochen soweit fertiggestellt wurde, daß die feierliche Einweihung für den kommenden Sonntag vorgesehen ist.

Beim Durchritt durch die Landwehr begegnen die Reiter einem hochbeladenen Lastwagen, den vier kräftige Pferde auf der holperigen Landstraße nach der Stadt ziehen, von Bewaffneten geschützt. Denn die Straßen sind unsicher: nicht alle Ritter leben in erträglichem Wohlstand, mancher hat außer den Steinen seiner Burg wenig Vermögen und kaum ehrliche Einnahme, seine Äder werfen für ihn selbst nur geringen Ertrag ab; auch seine Körperkraft, früher von Königen und Fürsten für ihre Heerzüge lebhaft begehrt, steht jetzt nicht mehr hoch im Preise, wo in den Kämpfen das leichtbewegliche Fußvolk die Hauptrolle spielt. So haben sich viele zu mühevollen Erwerb entschlossen und plündern auf den Landstraßen



Bauerntanz

Das Bild gibt einen guten Einblick in das Bauernleben um 1550. Die Bauern tragen Waffen, sind also freie Bauern. Die Tänzenden haben sich große Nasen (Masken) vor das Gesicht gelegt. Im Hintergrund hat es offenbar beim Kegelspiel Streit gegeben.

Scharen Eberhards beugen müssen, der in ehrlichem Kampfe, drei Tage nach Übergabe des Fehdebriefes, mit Massen von Strauchwerk und Stroh die Hindernisse ausgefüllt und den Widerstand gebrochen. Eine Woche Aufenthalt im feindlichen Burgverließ unten im Bergfried hatte den harten Kopf des Wasserburgherrn dann zur Nachgiebigkeit gestimmt, so daß er für seine Übergriffe auf das Gebiet des Nachbarn Genugtuung leistete und Urfehde⁵ beschwor.

Eine kurze Strecke noch, die letzte Hügelreihe ist erstiegen: vor den Augen der Reiter dehnt sich in dunstiger Ferne die mächtige Stadt⁶ aus, das Ziel ihrer Fahrt. Vor sich sehen sie die Landwehr Flur und Gemarkung der Stadt in weitem Kreise umschließen, ein Wall, mit Dorngebüsch und Kniden besetzt, hinter breitem Graben, der nur den Landstraßen Durchlaß gewährt. Weiter zurück erheben sich die mächtigen, 10 bis 15 Meter hohen Stadtmauern, durch zahlreiche feste Türme verstärkt;

die „Pfeffersäcke“, wie sie die Kaufleute nennen, aus. Gegen die „Strauchdiebe“ und „Buschklepper“ schützen sich diese, indem sie ihre Warenzüge von Bewaffneten decken lassen. Und wehe dem adligen Räuber, der den erbosten Städtern in die Hände fällt! Sie machen wenig Federlesens, und bald baumelt der Übeltäter am Galgen vor dem Stadttore, am „Rabenstein“, eine abschreckende Warnung für seine Genossen.

Glücklich ist der Lastwagen am Stadttore angelangt, der Dorschreiber hat die Abgabe erhoben, auch der Ritter entrichtet für seine paar Säcke Korn den Zoll. So ziehen sie in den Sitz bürgerlichen Lebens ein. Auch hier sind die Wege nicht in besserem Zustande als draußen im Lande, und die Kunst, mit der die Römer einst im westlichen Deutschland ihre Straßen bauten, ist hier in Vergessenheit geraten. So ist es schon ein Stolz der Bürger, wenn sie einen fremden Gast durch den Schmutz und Morast, die das Überschreiten der Wege manchmal zu einem Wagnis machen, zu dem Glanzpunkt der Stadt hinführen können, der einen gepflasterten Steingasse. Freilich, wenn ein Fest naht, dann ergeht ein Gebot des Stadtrates, die

⁵ Aufhören, Ende der Fehde.

⁶ Um 1450 zählte Köln 30 000 Einwohner, Straßburg und Nürnberg 20 000, Frankfurt a. M. 9000, Dresden 5000.

Wege von dem Schmutz und dem Mist, der sie in ruhigen Zeiten bedeckt, zu säubern und das Federvieh und die Schweine (die Städter treiben auch noch etwas Landwirtschaft) von den Straßen fernzuhalten. Auch Frau Sonne vermag den Wegen keine Festigkeit zu verleihen, weil sie in die engen Gassen nicht gründlich hineinzuleuchten imstande ist. Denn wenn auch zu ebener Erde zwischen den Häuserreihen auf der Straße Platz genug für den Verkehr vorhanden ist, so springen die oberen Stockwerke, wie wir es bei alten Häusern in vielen Städten noch jetzt sehen, immer über das untere ein Stück vor; auch Erker und Söller engen den Himmelstraum, der dem Manne auf der Gasse sichtbar wird, noch ein, nicht minder die vielen Handwerkerzeichen (wie Schlüssel, Stiefel u. ä.), die am Hause angebracht in die Straße vorragen. Noch heute zeigen alte Straßennamen (wie Schuster-, Schlossergasse), daß sich die Handwerker gleichen „Zeichens“ nebeneinander anzusiedeln liebten. Straßenschilder und Hausnummern kannte man noch nicht; dagegen führen die einzelnen Häuser besondere Namen (wie heute noch die Gasthäuser) und lassen sich so leicht erfragen und auffinden. Meist ist das Haus, wie im Dorfe, in Fachwerk errichtet, seit dem 14. Jahrhundert sind aber auch Steinbauten in der Stadt zu sehen. Vielfach ist das Erdgeschoß noch ein Stall, der allerlei Vieh beherbergt, und zu den Wohnräumen steigt man auf einer Treppe ins obere Stockwerk; gewöhnlich aber sind im Hauptgeschoß des Hauses die Werkstätte oder die Verkaufsräume untergebracht, die Warenvorräte lagern in den Speichern, wo der Landmann seine Ernte aufbewahrt.

Auf dem Marktplatz fällt ein gewaltiges Gebäude mit hohem Turm jedem gleich in die Augen: das Rathaus, dessen reichgegliederte und verzierte Giebelwand von dem Wohlstand und dem Kunstsinne der Erbauer zeugt. In seinen oberen Räumen tagt der Stadtrat, etwa 20 Männer aus den „Geschlechtern“, d. h. den Großkaufleuten und den Ministerialen, früheren fürstlichen Dienstleuten, die zu dem Adel des Landes sich rechnen; spät erst haben auch die übrigen, in Zünfte gegliederten Bürger sich Anteil an der Stadtverwaltung erstritten. Alle versehen diesen Dienst ehrenamtlich, nur der Stadtschreiber und ein rechtskundiger Syndikus erhalten für ihre Tätigkeit Gehalt. Unter der Leitung von einem oder zwei Bürgermeistern verfügt der Stadtrat, ohne der Bürgerschaft Rechnung zu schulden, über die Einnahmen und Ausgaben und erläßt Verordnungen, deren Übertretung er im eigenen Gericht ahndet. Das Untergeschoß des Rathauses ist hallenförmig gebaut und bietet Raum für Buden der Handwerker, die hier ihre Erzeugnisse feilhalten, während Lebensmittel von einheimischen Krämern in Ständen auf dem Marktplatz zum Kaufe angeboten werden. Im Kornhause

nebenan setzen Bauern ihr überschüssiges Getreide ab; denn da die Stadt das „Stapelrecht“ besitzt, darf kein Korn durch ihre Gemarkung in die Fremde geführt werden, ehe es drei Tage den Bürgern zum Kaufe angeboten worden ist. Auch sonst sorgt die Stadt dafür, daß ihre Bürger gute, preiswerte Waren erhalten. Denn die Zunftmeister müssen streng darüber wachen, daß jeder der Zunftgenossen genau nach Vorschrift⁷ seine Erzeugnisse herstellt und verkauft. Andererseits hat auch jeder Handwerker die Gewähr, daß er durch seiner Hände Arbeit sich und die Seinen anständig ernähren kann: die Niederlassung fremder Handwerker wird von der Stadt ver-

hindert, und die Zahl der Handwerksknechte und Lehrlinge, die jeder Meister beschäftigen darf, ist genau bestimmt. Die Aufnahme in die Zunft erfolgt nur auf Grund eines Befähigungsnachweises, der eine vorgeschriebene Lehr- und Gesellenzeit (später auch mit dem Zwange, auf die Wanderschaft zu gehen, um in der Fremde neues dazu zu lernen), Vorlage eines Meisterstückes, Erwerb des Bürgerrechtes zur Voraussetzung hat. Diese Gesamtheit der Meister eines Gewerbes tritt in den „Morgensprachen“ (Zusammenkünften am Vormittag) unter dem Vorsteher der Zunftmeister zusammen und regelt ihre Angelegenheiten: nicht nur wirtschaftliche Fragen werden dort besprochen und erledigt; denn die Zunft ist auch kriegerische und gesellschaftliche Einheit. So kämpfen die Zunftgenossen gemeinsam, wenn der Feind vor den Mauern steht, bei kirchlichen und städtischen Festen erscheinen sie gemeinsam, und auf dem Friedhöfe ruhen sie, wenn der Kampf des Lebens ausgekämpft ist, im Grabe nebeneinander. — Durch die Zunft wurde das Handwerk zur Kunst erhoben, die nach festen Regeln arbeitete und einen



Ritter vor dem Stadttor um 1500
Nach dem Wappenbild in der Fahne gehört der Ritter zu dem heute noch blühenden württembergischen Geschlecht der Herren von Waldburg

einheitlichen Geschmack ausbildete. Erst später, als man nur noch den Buchstaben dieser Satzungen befolgte, ihr Geist aber nicht mehr wirkte, wurde der Zunftzwang ein Hemmnis jeglichen Fortschrittes. Um ihren Handwerkern, die zugleich auch Kaufleute waren, Gelegenheit zu geben, ihren Bedarf an Rohstoffen und fremden Waren zu decken, hält die Stadt ihren Jahrmarkt ab, zu dem von auswärts zahlreiche Verkäufer mit großen Vorräten herbeieilen. Nur die ständigen Gewand Schneider und Krämer dürfen mit den Fremden, die in der großen Kaufhalle ihren Stand aufschlagen, Geschäfte abschließen und dann im Kleinverkauf an die Bürger die Waren weitergeben. In der Tuchhalle treffen wir auch einen Bekannten: der fremde Kaufmann, dessen Lastwagen wir durch die Landwehr und über die Zugbrücke rollen sahen, ist eben daran, seinen Stand einzuräumen und seine Waren geschmackvoll auszubreiten, damit ihre Güte und Schönheit die Kauflustigen anzieht.

⁷ Zunft von zümen = Schicklichkeit, Regel.

Ritter Eberhard mit seinen Knechten befindet sich nicht mehr in der Stadt; nach wohlgelungenem Einkauf der fehlenden Gegenstände sind sie schon wieder auf der Heimfahrt zur Burg. Doch in dem Gefolge suchen wir vergebens die zwei fahrenden Säger: sie sind zurückgeblieben, um die günstige Gelegenheit, die die große Feier der Domweihe am kommenden Tage ihnen gibt, zu nutzen und ihrem Gewerbe nachzugehen. Sie sind nicht die einzigen, die diese Absicht nach der Stadt geführt hat. Reges Leben herrscht heute überall auf den Straßen, und die Herbergen sind überfüllt: außer den Fremden, die der große Jahrmarkt hergelockt hat, sind auch Massen von Fahrenden und Gauklern zusammengeströmt, und draußen vor den Toren der Stadt auf dem breiten Anger zwischen Wald und Fluß sind viele Hände eifrig beschäftigt, Buden aller Art aufzuschlagen, die den staunenden Städtern und Bauern der Umgegend Gelegenheit geben sollen, ihre ersparten Groschen loszuwerden. Neben den Zuckerständen mit allerhand Schleckereien erheben sich Buden, in denen merkwürdige, hier noch nicht gesehene Dinge zu schauen sein werden: tanzende Bären, Ramele oder ein Affe in bunter Jacke, dessen komische Grimassen die Lachlust der Jugend reizen. Nebenan steht ein Kasperletheater, dessen Spiel alt und jung fesseln und erheitern wird, bis der lauschende Haufen sich merklich lichtet, wenn der Besitzer dieser Herrlichkeit seine Tochter in buntscheckigem Gewand mit dem Sammetteller herumgehen läßt. Dort in dem zerschliffenen Zelte, das schon manchen Sturm erlebt hat, soll etwas Besonderes geboten werden: Tänzerinnen in glänzendem, glitzerndem Aufzug werden, das Tamburin oder die Klapper in der Hand, in den üppigen Windungen eines rasenden Tanzes sich schwingen. Grelle Farben an der Bude dort drüben sollen die Aufmerksamkeit auf Fahrende lenken, die als Feuerfresser auftreten werden; mit ihnen wetteifern Fechter, die Kampfspiele mit scharfen Waffen aufführen wollen, auch Seiltänzer, die ihre halsbrecherische Kunst auf dem hohen Seile vorzuführen gedenken und bereit sind, wenn sich zahlende Zuschauer finden, in voller Rüstung den Todesprung zwischen zwei Schwerter zu wagen, ein Anblick so fürchterlich, daß schreckhafte Leute in Ohnmacht fallen. Auch in den Herbergen der Stadt ist für Abwechslung gesorgt: dort werden fahrende Leute ihre kunstvollen alten Heldenlieder singen oder von den Wundern der südlichen Länder erzählen.



Blick auf den Marktplatz einer Stadt um 1500

Mit offenen Mäulern verfolgt die Jugend, soweit sie sich von der Arbeit an der Reinigung der Straßen zu drücken wußte, alle diese Vorbereitungen und sucht neugierig in die Geheimnisse einzudringen, die sich einstweilen noch hinter den Bretterwänden und Zeltbahnen verbergen. Hier sind sie alle einträchtig, vergessen sind die Kämpfe, die sich sonst zwischen den Schülern der Lateinschule und den Klippschülern, die sich nur die Kunst des Lesens, Schreibens und Rechnens aneignen wollen, auf der Straße abzuspielen pflegen. Da wird ihre Schaulust plötzlich anderswohin gelenkt: irgend jemand hat die Runde gebracht, daß drinnen in der Stadt etwas nicht Alltägliches geschehen ist. Die Postkutsche⁸, die auf dem Wege von Köln nach Frankfurt a. M. die Stadt regelmäßig durchfährt, ist heute zum ersten Male an dem tiefen Loche im Boden der Schuster-gasse nicht vorbeigekommen, sondern liegt mit zerbrochener Achse in der Straße. Die Ausbesserung nimmt längere Zeit in Anspruch; so werden die Fahrgäste zu unfreiwilligem Aufenthalt gezwungen, können aber auf diese Weise morgen das herrliche Fest mitfeiern.

Strahlend geht die Sonntagsonne am wolkenlosen Himmel auf, Weckrufe der Stadtpfeifer und -trommler rütteln die schlafende Stadt aus ihrem Schlummer. Die Fahnen erscheinen an den Häusern und vervollständigen den Schmuck der Straßen. Nun sammeln sich bald die Bürger an den verschiedenen Plätzen,

die den einzelnen Zünften zugeteilt sind, am Zunft Hause; geistliche Würdenträger wandeln in Festtracht zum Palaste des Bischofs, dessen Vorgänger einst die Herren der Stadt gewesen, dann aber ihre Vorrechte dem Stadtrat nach und nach abgetreten hatten. Die Stunde ist gekommen, feierliches Geläute von allen Kirchen der Stadt verkündet den Beginn des Festes. In langem Zuge, nach den frommen Weisen der Musikbanden, wallt die Bürgerschaft dem Dome zu, eine Zunft hinter der anderen, jede mit ihren Fahnen, die Zunftgenossen in der besonderen Tracht ihres Handwerks; so ziehen dahin die Schmiede und Schlosser, die Schneider und Schuster, die Metzger und Bäcker, die Rüfer und was sonst noch die Stadt an ehrsamem Handwerk beherbergt und ernährt. Hinter den Bürgern schreitet der Stadtrat einher, eingerahmt von den Reihen der

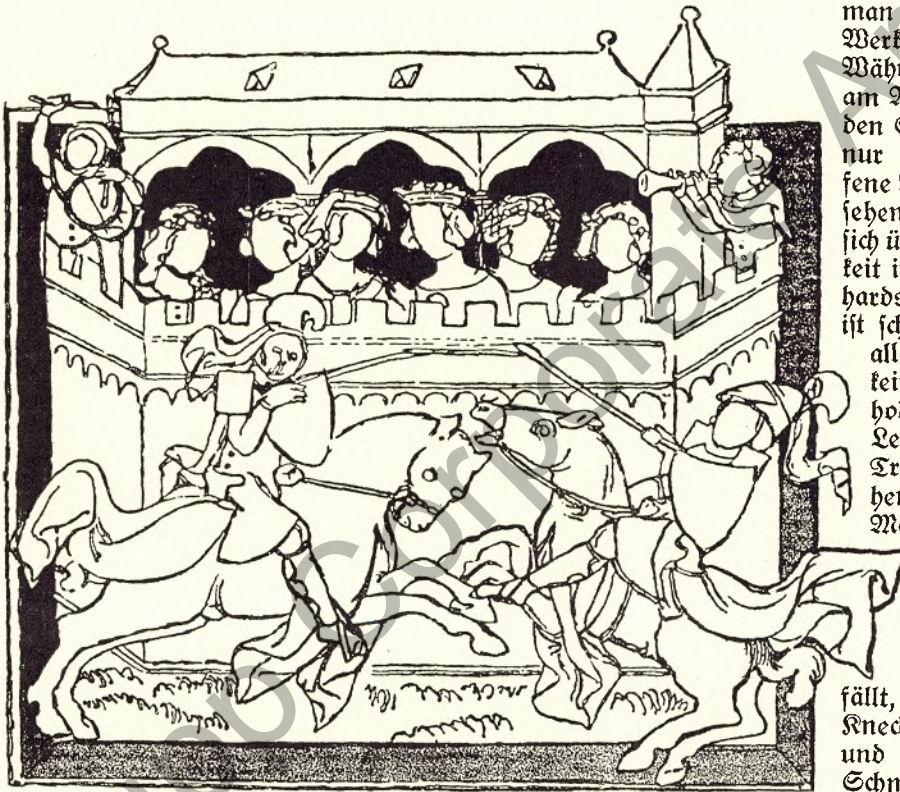
⁸ Schon im 13. Jahrhundert verkehren außerdem fahrende Posten regelmäßig zwischen Nürnberg und Augsburg, Hamburg und Bremen, Leipzig und Braunschweig.



WASSERSCHÖPFERIN
Statue aus karrarischem Marmor von Prof. Emil Cauer
(Nationalgalerie, Berlin)

„Geschlechter“. Jetzt kommen die Scharen der Geistlichen der Stadt und der Umgebung; zuletzt naht, von kirchlichen Würdenträgern geleitet, unter dem Thronhimmel, die Mitra auf dem Haupte, den Hirtenstab in der Hand, im prächtigen Festgewande der Bischof, der das neue Gotteshaus zu seiner Bestimmung weihen soll. In Glanz und Pracht steht mit seinen herrlichen Chören und mächtigen Türmen der Dom da, rings umwoigt vom Festgedränge: zum ersten Male ertönen nun nach der feierlichen Handlung seine großen Glocken, und ihre Klänge schwingen sich über die festliche Stadt.

Der Nachmittagsstrubel auf dem Anger war vorüber, die Nacht brach herein. Nun strebten die geladenen Gäste der Stadt, Geistliche und Bürger mit ihren Frauen, dem Rathause zu, in dessen Räumen die Feier der Domweihe mit einem Festmahl und Tanz beschlossen werden soll. Noch war es auf den Gassen so hell, daß man ohne Licht den Weg finden konnte; aber im Winter, wenn früh die Dämmerung und das Dunkel sich auf die Erde lagern, dannimmt jeder, der noch aus dem Hause muß, fürsorglich sich eine Laterne mit auf den Weg, denn Straßenbeleuchtung gibt es nicht. Rasch füllte sich der Saal, man nahm Platz an der Tafel an den Seitenwänden des Saales, die Stadtpfeifer spielten auf, Mägde und Lehrlinge, von den Büfsten gestellt, trugen auf Schüsseln geschäftig die leckeren Gerichte den Schmausenden zu. Vom großen Leuchter an der Saaldecke und auch von den Wandleuchtern strahlte helles Kerzenlicht und spiegelt sich im blankgeputzten Zinn der Teller, der Schüsseln, Kannen und den Zinnkrügen, in denen kühles Bier aus den Brauereien der Stadt schäumt. Mehr als fünf Gänge läßt der Stadtrat nicht auftragen, denn er hält sich an sein eignes Gebot, das der Verschwendung steuern soll. Dagegen drückt er gnädig ein Auge zu, wenn seine Kleiderverordnung, die genau die Tracht der einzelnen Stände regelt, heute nicht ganz streng innegehalten wird. Es ist ein buntes Bild, das sich dem Zuschauer im Saale bietet: in allen Farben leuchten die Gewänder der Frauen, kostbares Tuch, auch Samt und Seide sind hier verarbeitet, Stickereien zieren die langen Schleiern. Auf dem Kopfe tragen die Verheirateten eine hohe Haube, während die Mädchen, die noch nicht „unter die Haube gekommen“ sind, ihre Haare mit Bändern und Kränzen schmücken, manche sogar mit Edelsteinen. Selbst die Schuhe sind mit Silberblech verziert. Auch die Männer lieben buntfarbige Kleidung; am Rande des Rockes und an den Ärmeln sind die Patten („Patteln“ genannt) mit Schellen versehen, die bei jeder Bewegung erklingen.



Ejost

Nach einer unvollendeten Miniatur vor 1334

Nach Reden und Trinksprüchen mancherlei Art ist das Mahl zu Ende, der Tanz soll den Abend beschließen. Zunächst beteiligen sich auch ältere Paare an diesem Vergnügen, dann aber ziehen sie sich zurück und überlassen der Jugend das Feld. Die wohlbejahrten Bürger vertreiben sich die Zeit mit Kartenspiel, manchen genügt auch die Beschäftigung mit dem Krüge und eine anregende Unterhaltung über die Mängel der Zeit. Wein und Bier wirken: die Gespräche der Älteren werden immer lebhafter, die Jugend immer ausgelassener, so daß es eine weise Maßnahme des Rates ist, wenn er nun noch einen reichlichen Imbiß einschiebt, der die aufgeregten Geister auf andere, würdigere Gedanken hinlenkt. Endlich verkünden die krähenden Hähne in der Nachbarschaft, daß es Zeit für alle ist, noch ein paar Stunden der Ruhe zu pflegen, ehe man sich wieder an die Werteltagsarbeit begibt.

Während so die Sonne am Montag morgen in den Straßen der Stadt nur wenige verschlafene Menschenkinder zu sehen bekam, konnte sie sich über die Geschäftigkeit in der Burg Eberhards nur freuen. Hier ist schon in der Frühe alles in reger Tätigkeit. Die Frauen holen Woll- und Leinwandstoffe aus den Truhen hervor, nähen Waffenröcke und Mäntel und schmücken sie mit Gold- und Silberstickereien. Junge Bäume, frisch im Walde gefällt, schnitzen die Knechte zu Speeren und bemalen sie, der Schmied setzt oben auf den Schaft eine abgestumpfte Eisentülle, bringt auch manch alte

Waffe durch seine Kunst wieder zu Ehren. So verstreichen die Tage vor Pfingsten in eifriger Arbeit. Jetzt heißt es aufbrechen, um in festlichem Zuge nach dem Hofe des Landesherrn zu reiten, Ritter und Frauen, Knappen und Knechte. Unterwegs gibt es noch einen kurzen Aufenthalt beim Kloster, das auf ihrem Wege liegt. Dort verweilt schon seit seinem sechsten Lebensjahre, dem Dienste der Kirche gelobt, der zweite Sohn des Hauses, um in der Klosterschule zum geistlichen Berufe erzogen zu werden. Sein älterer Bruder wird dereinst die Burg mit den Liegenschaften erben; doch er wird wohl, wie schon mehr nachgeborene Söhne der Familie, einmal die Bischofswürde bekleiden.

Am Hofe des Landesherrn treffen sie eine wimmelnde Menge von Menschen, darunter gar manchen Freund und Verwandten, die sie herzlich begrüßen. Am meisten Freude erregt ihr Erscheinen bei dem ältesten Sohne, der bereits seit einem Jahre sich hier befindet, um ritterliche Tugend zu erlernen. Wie gut hat er diese Zeit genutzt! Bei Tisch versteht er es die Speisen aufzutragen und zu zerlegen,

er weiß, daß man nicht mit den Fingern in die Schüssel fährt, sondern mit einer Brotkruste die Speise herausholt, auch puzt er den Mund nicht am Tischtuch ab. Welch zierliche Verbeugungen hat er zu machen gelernt, wie höflich sind seine Worte, wenn er eine Frau anredet! Im Tanzen, Fiedeln, Singen und Dichten, im Reiten, Springen, Fechten und Ringen tut es ihm so leicht kein anderer gleich. Auch vom kommenden Fest weiß er seinen Eltern manches zu berichten: schon über 300 Ritter, die an den Kämpfen teilnehmen wollen, sind erschienen, weitere in großer Zahl werden in den nächsten Tagen erwartet; der Kampfplatz ist bereits abgesteckt und mit Sand bestreut, ringsum sind Holzgerüste gebaut, um den Frauen einen guten Überblick über den Kampfplatz zu ermöglichen; der Fürst will selbst einen Speer verstecken.

Endlich bricht der festliche Tag an. Frühmorgens hören



Turnier auf dem Marienplatz in München 1500

Der Herzog von Bayern schaut von dem Balkon in der Mitte dem Stechen zu. Im Hintergrund links warten weitere Teilnehmer

die Kämpfer zunächst die Messe; bald aber ertönt in den Straßen der Stadt, die den Massen von zuströmenden Fremden in den Herbergen und Bürgerhäusern gastliche Unterkunft gewährt hat, das Geschrei der Turnierrufer: „Wappnet Euch, gute Ritter, wappnet Euch, tragt stolzen Mut und zieht freudig aufs Feld, erweist Eure Ritterkraft und dienet schönen Frauen.“ Auf dem Festplatz, der Turneiewiese, müssen sich die Ritter, von Herolden unterstützt, durch das neugierige Volk, das die Schranken umsteht, durcharbeiten, um einreiten zu können. Die Tribünen sind von Frauen in gelben, grünen und roten Kleidern und edlen Herren, die zu alt sind für das Spiel, gefüllt. Die Kämpfer rüsten sich: die Knappen legen ihnen die Eisenhosen und das Ringhemd an, darüber den langflatternden, ärmellosen Waffenrock mit den Farben des Ritters, die auch der dreieckige Schild und der Schmuck auf dem Topfhelm zeigen.

Die Scharen der Ritter ordnen sich jetzt, der Fürst erscheint: das Kampfspiel kann beginnen. Helle Posaunenstöße fordern zur Tjost⁹, dem Einzelkampf, auf. Ritter

⁹ Wohl ein von Fremden verstümmeltes germanisches Wort = Zweikampf.

Eberhard reitet aus seiner Reihe vor, sein Knappe ruft: „Wa nu wa nu wa nu wa, ein Ritter, der Tjostierens geht? Der soll kommen herä her!“ Langsam löst sich ein Gegner aus der anderen Abteilung los: mit gesenkten Speeren reiten beide an, bis sie in gestrecktem Galopp aufeinanderprallen. Die Speere sind zersplittert: Eberhard sitzt im Sattel, sein Gegner muß von den Knappen aus dem Sand ausgerichtet werden. Ein Einzelkampf löst nun den andern ab. Unterbrochen wird diese Tätigkeit durch ein Kampfspiel zu Roß, den Buhurt, um den Landesfürsten zu ehren. Zur Begrüßung eines wertigen Gastes wurde der Buhurt auch in den Stadtgassen und selbst in geschlossenen Höfen geritten und trägt davon vielleicht auch den Namen¹⁰. Die Gegner teilten sich in zwei Parteien, die gegeneinander stürmten, im Vorbeifliegen die Schilde zusammenstießen und mit großem Geräusch leichte Speere an den entgegengehaltenen Schilden brachen. Dabei erscholl mit großer Kraft der laute Ruf: „Hurtä, hurtä!“¹¹

Nach diesen einleitenden Spielen kam dann die Hauptsache, der Turnei¹². Es war dies ein Massenkampf in abgestecktem Raume, bei dem zwei Parteien, in einzelne Haufen geteilt, sich befehdeten. Die Aufgabe dieser Haufen bestand darin, durch die Schar der Gegner durchzureiten und einzelne daraus zu entwaffnen und gefangenzunehmen. War so im Ansturm die Schar der Feinde durchbrochen, dann mußten die Angreifer nach dem Durchritt vor den Schranken schwenken, um an den Gegnern vorbei in die ursprüngliche Stellung zurückzukehren. Dies war eine gefährliche Sache, wenn der Gegner nicht beim Durchbruch ganz auseinandergesprengt worden war; denn jetzt gelang es ihm leicht, einen Teil der Angreifer abzuschneiden und zu fangen. So ritt

ein Haufen nach dem andern, abwechselnd einer von hüben, einer von drüben, zum Durchbruch durch die Gegner an. Während dieses Kampfes, der viele Stunden währte, konnte der einzelne sich aus den Schranken zurückziehen, um das Pferd zu wechseln und sich zu erfrischen. Der zweite Teil des Turniers, der Schwertkampf, begann. Jetzt galt es bloß Gefangene zu machen, dem Gegner Helmzier und Schild zu zerhauen, ihm durch Schläge auf das Haupt so zuzusetzen, daß er wehrlos gefangen werden konnte. Dann wurde er vom Sieger fortgezogen und in Gewahrsam gebracht. Innerhalb der Schranken durfte er noch von seinen Freunden befreit werden: so entstand neues Ringen und Getümmel. Es war ein lebhaft bewegtes Bild, das sich dem Zuschauer bot: unaufhörlicher Wechsel leidenschaftlich bewegter Gruppen, trachende Speere, klingende Schwerter, das Schnauben und Wiehern der Pferde, die ihrer Herren Aufregung teilten, die verworrenen Rufe der Ritter und Knappen: sperä sper, wichä wich, hurtä hurt, slahä slach, stich und stich, iarä! urra burra, wurrawei!¹³

¹⁰ Anrennen zwischen Häusern. ¹¹ drauf! ¹² Aus dem Französischen: Drehung, Wendung; davon weitergebildet „turnen“.

¹³ Speer her, weiche, drauf, schlage, stich, hurra!

Endlich wurde durch Spielleute das Turnier „abgeblasen“. Jetzt mußte der Streit sofort aufhören: die Preisrichter treten in Tätigkeit und verteilen denen den „Dank“, die sich am besten gehalten hatten. Wer gefangen war, schlich traurig zu den Juden, um gegen Bürgschaft oder Verpfändung von Schmuck die Auslösungssumme für Rosß und Rüstung, die dem Gegner verfallen waren, sich zu verschaffen.

Frohgemut kehrte Eberhard mit den Seinen, sieggekrönt, zur Burg zurück: der Alltag trat wieder in seine Rechte.

Um 1400, der Zeit des absterbenden Rittertums, schrieb der Thüringer Johannes Rothe ein Büchlein „Ritterpiegel“, worin er Brauch und Recht des Rittertums aufzeichnet und von der jetzigen Entartung redet. „Niemand hat Adel, als wer nach Lehnrecht rittermäßige Leute zu Mannen haben darf. Wer von seinen Eltern wacker und ehelich geboren ist und selbst nicht unehrlich geworden, der kann durch Erwerb eines Lehngutes, das ihm ein Edler oder Fürst gibt, zum Ritterschild kommen. In früheren Zeiten wurde man Ritter durch den Schlag eines Herrn, darauf ging der Knappe in die Kirche und wurde unter der Messe in den Orden aufgenommen von einem Priester, der ihm sein Schwert, seinen Ritterschmuck und Sporen segnete; dabei schwor er einen Eid, daß er ein Verfechter der heiligen Christenheit sein, das Reich nach geschriebenem Kaiserrecht vor Schaden behüten, Witwen und Waisen beschirmen, Rehern und Heiden schädlich sein wolle. Darum legte ihm der Priester an seine Hand den goldenen Fingerring und mahnte ihn dabei zur Treue gegen Gott. In unserer Zeit aber werden viele zu Rittern auf einem Wege, der ihnen keine Ehre gibt. Denn jetzt gibt es dreierlei Ritter: erstens solche, die weder Ehre noch Gut haben, sie sind Wegelagerer und ehrlos. Die zweiten haben zwar Lehngut von den Edlen, aber obwohl ihre Güter frei sind, so nähren sie sich doch nur von Raub und anderen unehrlichen Sachen; sie tragen Gold und schöne Kleider, aber sie mögen sich schämen, denn sie halten Diebe und Mörder, mit denen sie den Raub teilen. Nur die sind wahre Ritter, die für ihre Fürsten um gerechte Sache und zu gemeinem Nutzen gegen des Landes Feinde streiten, oder die zum heiligen Grabe ziehen und sich dort zu Rittern weihen lassen. — Jedermann wird der Meinung sein, daß der Bauer sich besser dazu eignet, ein Wappen zu tragen, als ein anderer Handwerksmann, auch wenn dieser größer, stärker und reicher ist. Denn der Bauer ist von Jugend auf gewöhnt an harte Arbeit, an Sonnenhitze und die Rost von Wasser und Brot, wenig schlafen und viel wachen, im Harnisch Tag und Nacht, mit Mühe heben und tragen. Denn Adel wird dem ersten Ahnherrn nicht angeboren, er steigt auf und fällt. Der hörige Mann kann durch die Hand des Herrn freigegeben

werden und dann, selbst wenn er nicht ein Freigut erwirbt als frommer Zinsbauer leben. Seine Kinder ziehen in die Stadt, mehrten das Gut im Schutze der Stadtfreiheit, und wieder ihre Kinder reiten in einen Herrenhof und treten in den Dienst eines Edlen, und sind sie brauchbar bei Fechten und Streiten, so belehnt sie ihr Herr mit einem Freigut, das ihm durch den Tod des Besitzers zufällt. So werden sie Mannen eines edlen Herrn. Und halten sich wieder ihre Kinder tüchtig, so werden diese zu Rittern geschlagen. Erlangt der Ritter aber Schlösser und wird ein wohlhabender und fester Mann, so wird er mit allen seinen Kindern edel gemacht. Jetzt kann er Mannlehen verleihen und selbst rittermäßige Leute halten; entziehen sich diese nicht ihrem Dienste und helfen sie ihm in seinen Kriegen, so wird wieder sein Sohn ein Graf des Reiches. Gewinnt dieser das Ansehen eines großen Herrn, erwirbt er das Land eines Fürsten oder belehnt ihn der König damit, so wird er gefördert, und stirbt der König oder Kaiser, so kann ihm Gott die Ehre bescheren, daß er an seiner Statt gekürt wird. Manneswert und Kraft gewinnt, sorgloses Vergeuden wirft nieder.“

In den Turnieren erprobte man männliche Kraft und Geschicklichkeit; doch diese Spiele pflanzten in die Kämpfer die Auffassung, daß es auch beim feindlichen Zusammenstoß die Hauptsache sei, Gefangene zu machen. Mit die Folge dieser Gewöhnung waren dann die Niederlagen, die schwergepanzerte Ritterheere gegen leichtbewegliche Scharen des Fußvolkes schon zu einer Zeit erlitten, als das Pulver in den Schlachten noch keine Verwendung fand.

Nicht bloß diese Minderung der Brauchbarkeit der ritterlichen Waffe und damit des Ansehens der Ritterschaft, der das Emporkommen anderer Stände folgte, auch andere Zeichen kündigten den Anbruch einer neuen Zeit an. Mit der Entdeckung Amerikas schlug der Welthandel bisher unbegangene Wege ein; die seitherigen Hauptverkehrslande traten an zweite Stelle zurück, während der Handel der Völker am Atlantischen Weltmeere mächtig erblühte. Damit sank zunächst der Wohlstand der deutschen Städte, bis es ihnen gelang, auf die neuen Verhältnisse sich wieder einzustellen. Auch in politischer Beziehung befanden sich diese Weststaaten im Aufsteigen. Das Mittelalter war die Zeit der Deutschen: im ganzen westlichen Europa gebot der deutsche König oder hatte wenigstens die Vormachtstellung. Als aber im Kampfe mit dem Papsttum die Kraft des deutschen Königtums zerbrach und in Deutschland infolge der Schwäche des Oberhauptes die Kleinstaaterie in Schwang kam, da gelang es Frankreich und England, sich vom deutschen Einflusse zu lösen und selbst die Stellung zu übernehmen, die vorher in glücklicheren Zeiten Deutschland behauptet hatte.

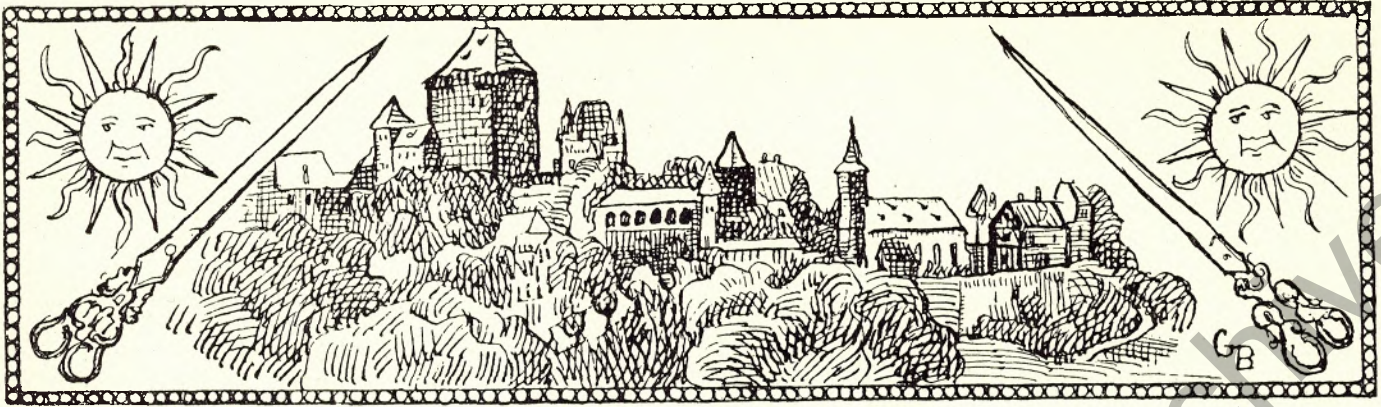


Bürger beim Essen um 1465

Man ist von flachen Holztellern ohne Rand. Gabeln sind noch nicht bekannt, nur Messer und kurzgestielte Köpfe sind in Gebrauch. Die Speisen werden mit den Fingern aus den Schüsseln genommen.



Ansprengender Ritter im Turnier um 1250
(Nach einer Bodenfliege im Germanischen Museum zu Nürnberg)



Schloß Burg

Die Kleiseisenindustrie von Remscheid und Solingen

Von Edmund von Wecus

Kleiseisenindustrie nennt man die Eisenindustrie des Bergischen Landes, aber sie ist keineswegs eine kleine Industrie, sondern ihr Ruf umwandert die Welt, und ihre Erzeugnisse trifft man in den Palästen und in den niedrigsten Hütten auf dem ganzen Erdenrund.

Ihr Gebiet bilden hauptsächlich die Bezirke von Solingen und Remscheid am Mittellauf der Wupper, über die sich als Bindeglied das Riesenwerk der Müngstener Brücke spannt. Auf den waldigen Höhen des Schiefergebirges und in den saftig grünen Tälern, wo die Amsel singt und die Quelle rauscht, liefern unzählige Wasserläufe von starkem Gefälle, die jetzt größtenteils zu Wassersperren zusammengefaßt sind, ausgiebige Kräfte zum Antrieb der Schleifräder in den Rotten, aber damit sind die Vorbedingungen für den Anfang und das Emporblühen einer Industrie erschöpft. Das starke Selbstbewußtsein, die zähe, unermüdliche Arbeitskraft, die Rührigkeit, Umsicht und auch die Sparsamkeit des bergischen Volkstammes haben es vermocht, in diesen rauen, schwer zugänglichen und in bezug auf Anschluß an die alten Handelswege ungünstig gelegenen Bergen, die in ihrem Schoß weder Rohle noch Erz tragen, eine Industrie von Weltruf zu schaffen, deren Anfänge im Dunkel der Geschichte untertauchen. Unser heutiges, im Zeitalter der Eisenbahnen und wohlgepflegten Landstraßen geborenes Geschlecht kann sich wohl kaum einen Begriff davon machen, was es heißt, alle zur Veredelung bestimmten Rohstoffe zu jeder Jahreszeit und bei jeglicher Witterung auf ungebahnten und zeitweise sehr unsicheren Wegen mittels Lasttiere und Karren herbei- und die fertigen Waren wiederum hinauszuschaffen. Aber wie das Feuer den Stahl, so härteten und stärkten diese natürlichen Hindernisse und Schwierigkeiten den Unabhängigkeitsinn, den kühnen Wagemut und die leidenschaftliche Heimatliebe des Volkes, und der germanische Hang zur Absonderung und zur Befriedigung der Bedürfnisse aus eigener Kraft und auf eigener, wenngleich ertragbarer Scholle hat sich dadurch, wenigstens zum Teil, bis auf unsere Tage erhalten.

Man kann das ganze, große und dicht bevölkerte Gebiet der Kleiseisenindustrie, das gleichsam eine große Fabrik bildet, in zwei Bezirke teilen, deren natürliche Scheide die Wupper ist. Der östliche Teil, Remscheid

mit Kronenberg und Lüttringhausen, ist der Sitz der Herstellung von Feilen, Sägen, Bohrern, Zangen, Schlitt- und Rollschuhen, kurz der Werkzeuge, wovon auf Kronenberg der Anteil an größerem Werkzeug wie Äxte, Beile, Gartengeräte usw. entfällt, während in dem westlich gelegenen Solingen mit Gräfrath, Wald und Ohligs die Herstellung von blanken Waffen, Messern, Scheren und sonstigen Schneidewerkzeugen aller Art zu Hause ist. In beiden Hälften wird auch der Rohstoff, Stahl und Eisen, hergestellt. Die Stahl- und Eisengewinnung ist im Bergischen, abgesehen von der frühesten Zeit, jedoch nie sehr bedeutend gewesen. Es kommt in erster Linie Veredelungsarbeit des Rohstoffes in Frage, keine Produktion von Rohstahl, um einen heutigen Ausdruck zu gebrauchen. Die Rohstofflieferanten waren vor Aufblühen des Ruhrgebietes in großem Umfang die Grafschaft Mark, das Herzogtum Westfalen und das angrenzende Siegerland.

Wenngleich die Betriebs- und sozialen Verhältnisse des gesamten Gebietes aus ihren Anfängen heraus eine gleichmäßige Entwicklung genommen haben, so sind darin in den beiden Hälften in den letzten Jahrzehnten merklliche Unterschiede zutage getreten, die ihre Hauptursache in der Art der hergestellten Waren haben, und zu deren vollem Verständnis ein Rückblick auf den ganzen Gang der Entwicklung vonnöten ist.

Man kann mit Bestimmtheit, sogar auf Grund von Urkunden, annehmen, daß die Fertigkeit der Eisenbearbeitung schon in den ältesten Zeiten, jedenfalls aber in karolingischer Zeit, hier heimisch war, und zu dieser Annahme berechtigen uns auch die gleichzeitige Eisenbereitung aus Rasenerz und der blühende Handel damit in Schleiden in der Eifel. Es scheint allerdings festzustehen, daß die Herstellung feiner Eisenwaren eine starke Förderung erfuhr durch Einwanderung von Schmieden aus Steiermark sowie durch maurische Schwertschmiede, die während der Kreuzzüge in der damaligen Grafschaft Berg angesiedelt wurden. Dazu kamen im Laufe der Zeit Schmiede aus Limburg und Hugenotten aus den Schleifmühlen der Pikardie, an die sich nach der Überlieferung die größere Benutzung des Wassers als Triebkraft knüpft (Wassermühlen für Getreide waren von altersher vorhanden), und auch mancher schwedische Schmied hat während des Dreißigjährigen Krieges in den Bergen

seinen Wohnsitz genommen. Mit der nach Aufhebung des Ediktes von Nantes 1685 erfolgten Einwanderung der Hugenotten beginnt die Trennung des Gebietes nach Herstellungsarten: Solingen Schneidewerkzeuge und Waffen, Remscheid Werkzeuge.

Die ursprüngliche Betriebsform ist das Handwerk. Schon im 14. Jahrhundert schlossen sich die selbständigen Kleinmeister, die Schwertschmiede, die Sensenschmiede, Härter, Schleifer, Schwertschmiede und Reider zu Bruderschaften oder Zünften zusammen, deren älteste und angesehenste die der Schwertschmiede war. In ihren Satzungen wurde ein besonderer Wert auf die Ausbildung und auf sorgfältige, tadellose Arbeit gelegt, also nicht auf Massenerzeugung, und alle Zunftgenossen leisteten den sog. Verbleibungsseid, wonach kein Mitglied das Land verlassen durfte, damit die Kunst nicht verraten würde; als Lehrlinge wurden nur die eigenen, ehelich geborenen Söhne oder die der nächsten Verwandten aufgenommen. Die Zahl der Lehrlinge und Gesellen war für jede Werkstatt genau festgesetzt und ebenso die Zahl der Stücke, die in einer Woche fertiggestellt werden durfte. Die Herstellung hielt sich in bescheidenen Grenzen, denn des Meisters und seiner Gesellen Eriekräfte waren ihre Muskeln. Auch das Warenzeichen spielte schon eine große Rolle; in dieser Angelegenheit wurde eine strenge Ordnung beobachtet, denn jedes neue Zeichen wurde an drei hintereinander folgenden Sonntagen zwecks etwaigen Einspruchs vor der Kirchentür bekanntgemacht. Von diesen besteht noch das bekannte Solinger Zwillingzeichen der Henckelswerke, das am 13. Juni 1731 eingetragen wurde. Welchen Ruf die Solinger Waffenfabrikation in früheren Jahrhunderten schon besaß, geht wohl am besten aus der Tatsache hervor, daß der Kurfürst Johann Wilhelm dem Baren Peter dem Großen auf dessen Wunsch eine Anzahl Waffenschmiede aus Solingen zusandte, die als Gründer der heutigen russischen Staats-Waffenfabrikation betrachtet werden. —

Von den Schwertschmiedern und Reidern, die durch Zusammenfügen den fertigen Gegenstand hervorbringen, wurde der Verbleibungsseid, weil sie keine Geheimnisse zu verraten hatten, nicht verlangt, und sie zogen in die Lande, um die fertige Ware zu vertreiben. Mit der Vermehrung der Herstellung entwickelte sich aus ihnen ein neuer Stand, der des Kaufmanns. Aus der Zeit der alten Zunftordnung, der sorgfältigen Arbeit und des streng gehüteten Geheimnisses stammen die berühmten, heute noch in einzelnen Stücken in den Museen aufbewahrten Solinger Klingen, denen in meisterhafter Beherrschung des Rohstoffes und kunstvoller Bearbeitung kein Ort auf der Welt gleichkam. Die Herstellung der blanken Waffen hat jetzt in Solingen nicht mehr die Bedeutung wie ehemals, weil das Schwert in der Hand des Mannes von anderen Waffengattungen zurückgedrängt worden ist, und weil die meisten größeren Staaten ihre Seitengewehre in eigenen staatlichen Betrieben herstellen; sie beschränkt sich in der Hauptsache

auf Herstellung von Offizier- und Zierdegen, Fechtwaffen, Hirschfängern usw. Wohl gibt es in Solingen noch einige Meister, die eine vortreffliche Damaskus- oder Toledo Klinge zu schmieden verstehen, aber diese Kunst wird bald ausgestorben sein.



Alter Hammer im Berg. Land: Hammertal b. Remscheid Phot. Fülle, Barmen

Mit der Entstehung und Kräftigung des Kaufmannstandes, d. h. mit der Vermehrung der Herstellung, die eine Erweiterung des Kundentzieses erforderlich machte, bildete sich aus dem reinen Handwerk der Hausbetrieb, und ein scharfer Gegensatz zwischen Kaufmann und Handwerker trat zutage. Der unternehmende, gewandte und als zuverlässig bekannte bergische Kaufmann, der in die fernsten Gegenden drang und das Absatzgebiet unaufhörlich erweiterte, wurde allmählich kraft seines angesammelten Vermögens zur führenden Persönlichkeit. Er beschäftigte in der Heimat seine Kleinmeister in der Hausindustrie, worunter man die Massenerzeugung in den eigenen Räumen des Meisters versteht, lieferte ihnen die Rohstoffe und in den Zeiten eines flauen Geschäftsganges sorgte er durch Zuweisung von landwirtschaftlichen Arbeiten für ihren Lebensunterhalt. Die Grenzen zwischen dem Handwerk und dem Kaufmannstand können allerdings nicht immer ganz scharf gezogen werden, da mancher Handwerker zum Kaufmann wurde und neben seinem alten eigenen, rein handwerksmäßigen Betrieb in der Hausindustrie eine Steigerung der Produktion mit anschließendem Handel suchte und fand.

Auf den Kotten am Mühlbach, in den Häuschen aus Steinfachwerk mit den schwarz gestrichenen Balken und mit Schieferfliesen an der Wetterseite, mit den grün gestrichenen Schlagläden und den hohen Dächern, führten die Familien der Schmiede, Härter und Schleifer ein arbeitsames, aber auskömmliches und zufriedenes Dasein. Das Mühlrad rauschte, die Hämmer pochten und die Schlothe rauchten auf den Höhen und in den Tälern, Söhne und Töchter unterstützten den Vater in der Arbeit, die mustergültige bergische Hausfrau kochte, backte, braute, nähte und strickte, während der Ertrag eines kleinen Stückes Land, einer Kuh, einiger Ziegen und Hühner

den eigenen Bedarf der Familie deckte und auch noch eine kleine Einnahmequelle bildete, zumal die Landwirtschaft als besonderer Betrieb in diesen Landstrichen nur eine untergeordnete Bedeutung hat. Es herrschten Familiensinn, ungeheuchelte Frömmigkeit, Sauberkeit und

Sähe zerfallen können, wodurch fast für jeden Handgriff ein fester Lohn bestimmt ist. Die Sakordnung von 1789 verpflichtete auch die Kaufleute, den Lohn ausschließlich in barem und gangbarem Geld zu bezahlen und mindestens jedes Halbjahr einmal mit den Kleinmeistern glatt ab-

zurechnen; gleichzeitig erhielten sie aber auch Sitz und Stimme im Handwerkergericht, wodurch die Kaufleute letzten Endes in den Lohnkämpfen doch Sieger blieben.

Unter der französischen Herrschaft wurde durch Aufhebung der Zunftverfassung am 3. November 1809 den Handwerkern und anderen Arbeitern die Organisation genommen, so daß eine große Verschlechterung ihrer Lage eintrat, zumal nunmehr auch die Schiedsgerichte zur Schlichtung von Streitigkeiten fehlten. Hand in Hand damit entbrannte ein zügelloser Wettbewerb unter den Fabrikanten, und das Übel des Warenschleichens zeitigte die schlimmsten Auswüchse. Diese Zustände wurden 1840 durch die Schaffung von Gewerbegerichten mit Vergleichskammern, worin aber die Kaufleute eine Stimme Mehrheit hatten, und ferner 1849 durch das gesetzliche Verbot des Truhs einigermaßen gebessert. Die Lohnstreitigkeiten fanden 1869 durch die Ein-

führung der Koalitionsfreiheit und die dadurch entstehenden Organisationen neue Nahrung und äußerten sich bis in unsere Tage zeitweilig in langdauernden erbitterten Kämpfen.

Schon im 18. Jahrhundert hatten sich aus einzelnen Hausindustrien größere Fabrikationsbetriebe entwickelt, und nach Aufhebung der Zunftordnung hatte der Gang der Entwicklung einen größeren Umfang angenommen. Man erkannte, daß der rein handwerkmäßige und auch der kleine Mühlenbetrieb auf die Dauer nicht ausreichten, und es kam zur Errichtung von Siebereien und Schleifereien mittels größerer Wasserwerke, die aber den feindseligen Widerstand der Schmiede und Schleifer herausforderten, und der, wie auch anderswo, bei Einführung der Dampfmaschinen die schroffste Form annahm; ebenso versuchte man es mit großen, durch Menschenhand betriebenen Schwungrädern und durch Göpelwerke mittels Pferdekraft. Erst die Entstehung von Gußstahlwerken und die Erfindung der, wenn auch anfangs mit Menschenhand betriebenen Werkzeugmaschinen ermöglichten einen kräftigen Aufschwung, und die fortschreitende Entwicklung zum maschinellen Betrieb, der durch die Einführung der Dampfmaschine endgültig eine feste Unterlage erhielt, war nicht mehr aufzuhalten. Den ersten Dampfmaschinen hafteten aber noch große Mängel an, und erst nach manchen, für die Beteiligten häufig verhängnisvollen Fehlschlägen und Mißerfolgen gelangte man zu den vorzüglichen Konstruktionen der Neuzeit, die im Verband mit der Erleichterung des Verkehrs durch die Bahnlinsen und die Verbesserung des Geld- und Kreditwesens nach dem Deutsch-Französischen Kriege den großkapitalistischen Fabrikbetrieb zeitigten, der nicht nur in der Art und Masse der Warenerzeugung, sondern auch in den gesamten sozialen Verhältnissen eine durchgreifende Veränderung



Alter Berg. Hammer: Schlepenpohl im Eichbachtal b. Remscheid Phot. Fülle, Barmen

Sinn für das Schöne, wovon die pflegende Hand an Gärten und Hecken und auch die Vorliebe für Musik Zeugnis ablegten, denn auf keinem Rotten fehlte eine Geige, eine Zither oder eine Harmonika. Die Frauen unterhielten auch die Verbindung zwischen Werkstatt und Kaufmann, indem sie die fertige Ware in Körben mit einem perlenbesetzten runden Rißen auf dem Kopf als Unterlage abliefern und unfertige Ware zurückbrachten, was man auch heute noch in Solingen beobachten kann; überhaupt haben sich insbesondere auf dem Solinger Gebiet alle Betriebsformen, vom einfachsten selbständigen Handwerk bis zur vollendeten Großindustrie, in unzähligen Abstufungen erhalten.

Obgleich das Verhältnis zwischen Kaufmann und Kleinmeister im allgemeinen ein freundschaftliches und patriarchalisches war, blieben die Kämpfe und Lohnstreitigkeiten zwischen den Bruderschaften und Kaufleuten nicht aus. Sie begannen schon im 17. Jahrhundert, um im 18. Jahrhundert zu besonderer Heftigkeit zu entbrennen. Die herzogliche Regierung in Düsseldorf suchte hier zu vermitteln, indem sie am 31. März 1759 den Meistern von Remscheid, Cronenberg und Lüttringhausen, dem „Sechzehn Kleinschmied-Handwerk“, ihre Satzungen bestätigte und die Aufstellung von Lohnfeststellungen mit Festsetzung von Mindestlöhnen unterstützte. Die von Karl Theodor im Jahre 1789 erlassene Sakordnung für das Messer- und Sabelhandwerk in Solingen mit ihren Hunderten von Sätzen ist wohl die letzte dieser Art, aber auch wohl ein Vorläufer der Lohnsätze, die in den siebenziger Jahren wieder aufkamen und die in ihrer Mannigfaltigkeit wohl einzig dastehen. Beispielsweise gibt es heute über das Schleifen von Scheren 40, über das von Eischmessern mehr als 200 verschiedene Sätze, die je nach Beschaffenheit der Ware wiederum in 80 bis 90 Unter-

zur Folge hatte. Handwerker und Fabrikant schieden sich vom Kaufmann, und es entstand der Fabrikant-Kaufmann, während gleichzeitig der gelernte, erfahrene und geübte Handwerker durch den ungelernten verdrängt wurde, der die nötigen Handgriffe an der Maschine in wenigen Tagen erlernt.

Die Entwicklungsgeschichte der Menschheit ist die Geschichte der Erfindung der Werkzeuge, deren der Mensch zur Verstärkung und Verbesserung seiner natürlichen Werkzeuge, seiner Gliedmaßen, bedurfte. Während der Handwerker alten Schlags, Meister und Geselle, das Werkzeug zur Unterstützung seiner persönlichen Kraft und Fähigkeit gebraucht, ist heute der Knecht, der mit dem vollendeten Werkzeug, der Maschine arbeitet, zu dessen Hilfsmittel geworden — er führt den Rohstoff zu und nimmt nach einigen Handgriffen das fertige Erzeugnis fort —, indessen der Herr des Werkzeuges sich seiner nur mittelbar zur Erzielung eines Gewinnes bedient.

Schon den Begriff der aus der Hausindustrie entstandenen Kleinindustrie, einer Mischform zwischen Handwerk und neuzeitlichem großkapitalistischem Fabrikbetrieb, konnte man dahin festlegen, daß sie gediegene und sorgfältig, gleichsam individuell ausgeführte Stücke hervorbrachte und gleichzeitig Massenherstellung betrieb; ferner, daß der vom Kaufmann unabhängig gewordene Fabrikant seine Rohstoffe selbst ein- und seine Erzeugnisse auch selbst verkaufte und in vollständiger Ergänzung seiner Selbstständigkeit auch die nötigen kaufmännischen Arbeiten selbst erledigte. Der großkapitalistische Betrieb hat diese Form nach jeder Richtung hin in vollkommener Weise ausgebildet und hat eine beherrschende Ausdehnung vornehmlich im Remscheider Gebiet, dem Sitz der Werkzeugfabrikation, auch dadurch gefunden, daß sich in der Herstellung dieser Gegenstände fast jegliche Handarbeit durch Werkzeugmaschinen, deren Spezialisierung bis ins kleinste geht, ersetzen läßt. Die Entwicklung zum Großbetrieb ist so weit gegangen, daß manche Großbetriebe ihre benötigten Werkzeugmaschinen selbst herstellen, eigene Bahnanschlüsse und große Modellausstellungsräume haben. Waffen, Messer, Gabeln, Scheren und andere Schneidewerkzeuge, besonders Rasiermesser, erfordern dagegen nach wie vor eine geschickte, geübte Hand und ein sicheres Auge, kurzum Fähigkeiten, die sich durch jahrhundertalte Überlieferung zur höchsten Vollkommenheit entwickelt haben und sich nur teilweise und in gewisser Hinsicht durch die Maschine ersetzen lassen, wodurch sich besonders in Solingen und Umgegend noch alle Betriebsarten, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte in Abstufungen herausgebildet haben, lebenskräftig nebeneinander erhalten. Das Gebiet von Solingen ist von etwa 150 000 Menschen bewohnt, wovon reichlich 30 000 in der Stahlindustrie beschäftigt sind.

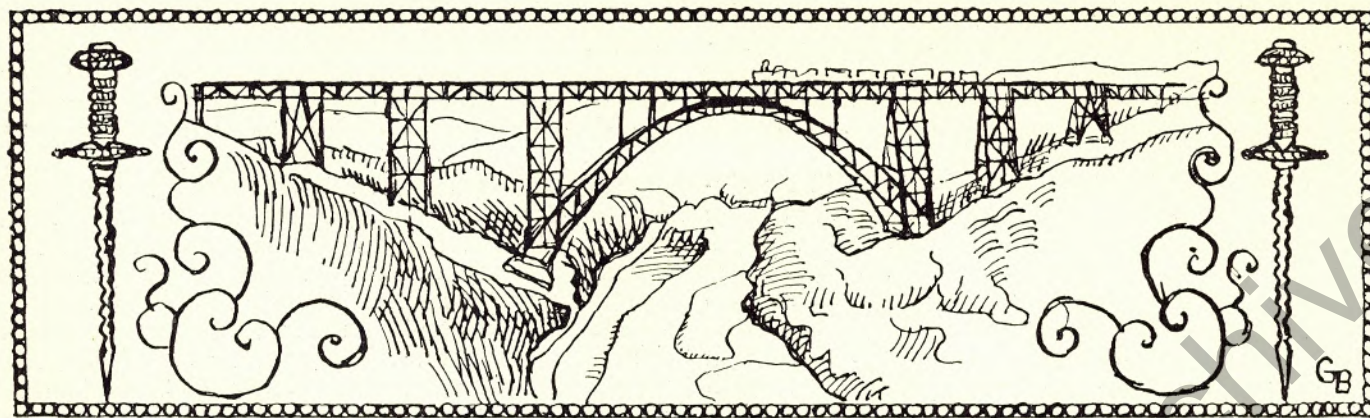
Von diesen Arbeitern in Solingen sind etwa 10 000 eigentliche Fabrikarbeiter, d. h. sie stehen zu dem Arbeitgeber in einem festen Lohnverhältnis, sind an die Arbeitsordnung gebunden und arbeiten an den Maschinen inner-

halb des Fabrikbezirkes, woselbst die Waren vom Einbringen des Rohstoffes an bis zum Versand vollständig fertiggestellt werden. Die übrigen arbeiten als Meister oder Geselle für den Fabrikanten im eigenen Rotten, oder, teilweise wiederum im Halblohn, an einem Arbeitsplatz in der Fabrik, den sie ebenso wie die Benutzung einer mechanischen Triebkraft gemietet haben, woselbst sie auch vielfach für eigene Rechnung eigene Arbeit ausführen. Sie sind nicht an die Fabrikordnung gebunden, können kommen und gehen wann sie wollen und weisen es weit von sich, als Fabrikarbeiter betrachtet zu werden, obgleich die Statistik des preussischen Staates und des Reichsversicherungsamtes sie fälschlich darunter auführt. Fassen wir nun die Fertigstellung der Ware ins Auge, so ergibt sich folgendes Bild: Zunächst führt die Fabrik das Schmieden der Messer- und Scherenklingen und ähnlicher Dinge aus. Die Gegenstände werden im Gesenk mittels Schmiedepressen geschmiedet, die den bisher üblichen Dampfhammer fast vollständig verdrängt haben, weil die Presse die Stücke vollkommener und gleichmäßiger durchschmiedet und auch in anderer Beziehung dem Dampfhammer weit überlegen ist. Unter Gesenk versteht man einen starken Stahlblock, worin die Form des Schmiedestückes sorgfältig eingegraben ist. Der heiße Stahl wird hineingegeben, gepreßt und herausgenommen, wonach das überschießende Metall mit Stangen von gleicher Größe abgestanzt wird. Bei doppelseitiger Prägung hat auch der Fallhammer einen tief eingravierten Stempel. Ein geschickter Gesenkschmied bewegt den Fallhammer ebenso leicht und gewandt wie einen Handhammer. Eine Massenherstellung von vorzüglicher Beschaffenheit wird dadurch mit geringen Kosten ermöglicht, weil eine Stahlmatrize reichlich 10 000 Pressungen aushält. Diese Massenarbeit, die mit einer Maschine etwa 20 000 Klingen



Alter Rotten im Bergischen: Rohlfurth a. d. Wupper Phot. Fülle, Barmen

in der Woche hervorbringt und damit natürlich dem Handwerker den Todesstoß versetzt hat, ist zu hoher Vollkommenheit durchgebildet worden. Die Herstellung der Stangen, Schnittwerkzeuge und Präzisionschnitte ist die Arbeit des Gerätschaftschlossers. Seine Tätigkeit



Mungstener Brücke

ist recht vielseitig, denn er schafft auch die Formen der unzähligen Messer- und Scherenmuster mit ihren Verzierungen und plastischen Formen. Ähnlich werden auch die Zubehörteile, die Schäfte aus Metall, Holz, Elfenbein, Knochen, Horn und Perlmutter sowie die unter der Schale eines Taschenmessers liegenden Metallteile, der sog. Erl, hergestellt. Die Teile kommen nun aus der Fabrik, deren mechanische Arbeit damit beendet ist, zu den Handwerkern, und zwar die Klingen zunächst zum Härter, der meist an einem Härteofen in einem besonderen Teil der Fabrik arbeitet, wofür er einschließlich Kohlenverbrauch Miete bezahlt. Zum Härten benutzt er vorzüglich Wasser und Öl, weniger Wachs, Talg und andere Mittel. Zum Glühen benutzt er den Gasofen, den elektrischen Salzbadofen und zuweilen auch das Metallbad. Der Härter ist ein Künstler. Durch seine Kunst — denn als solche sieht er sein Handwerk an — wird die Klinge fest und biegsam: die echte Solinger Klinge entsteht. Argwöhnisch hütet er seine Geheimnisse vor dem Auge des Unbefugten, denn insbesondere das Härten einer Rasiermesser Klinge erfordert mit Rücksicht auf den großen Unterschied zwischen Rücken und Schneide eine besonders sichere Hand und ein geübtes Auge. Nun kommen die Klingen in die Schleifkotten an der Wupper, wo der Schleifstein durch das Wasser, aber auch vielfach durch elektrischen Strom getrieben wird. Die Härter sowie die Schleifer, deren Anzahl die größte aller Handarbeiter ist, sind diejenigen Arbeiter, die dem Werkstück seinen eigentlichen Wert geben; den ganz oder halb selbstständigen Schleifer trifft man auch noch auf Remscheid Gebiet an, nicht aber den Härter, und in der Hauptsache ist es wohl die Geschicklichkeit des Solinger Schleifers, wodurch die Ware von jeher auf der ganzen Welt berühmt geworden ist. Es gehört eine überaus feinfühlig Hand dazu, um den richtigen Druck auszuüben und den genauen Schneidewinkel festzustellen, der zwischen 9 und 30 Grad schwankt. Der Schleifer arbeitet ausschließlich nach dem Gefühl, denn weil er die Klinge in einem Gestell mit dem Knie an den Stein preßt, sieht er ihre Fläche nicht. Die Schleifsteine haben entsprechend dem Zweck, dem sie dienen sollen, die verschiedenartigsten Größen bis zu den kleinsten Schmirgelscheiben. Auf das eigentliche Schleifen folgt das Nachschleifen und dann die Politur auf mit Wollappen oder Bürsten besetzten Scheiben.

Wenn sich das Härten, wenigstens von größeren Stücken, schließlich auch auf mechanischem Wege erzielen läßt, wie es in Remscheid schon mit Erfolg geschieht, so läßt sich das Schleifen von Messern oder gar von chirurgischen Instrumenten oder Rasiermessern niemals durch die Ma-

schine ersetzen. Der Verdienst des Schleifers ist denn auch dementsprechend hoch. Wie überall in Solingen, so findet besonders bei der Schleiferei die weitestgehende Arbeitsteilung statt, je nach der Größe, Art und Feinheit des Stückes. Die Tätigkeit des Schleifers steht aber oder stand vielmehr wegen ihrer großen Gesundheitsschädlichkeit und Gefährlichkeit in einem sehr schlechten Ruf. Der Schleifer sitzt vornübergebeugt vor einem etwa mannhohen Stein und atmet den beim Trockenschleifen entstehenden Staub in Menge ein, wozu noch die Verbrennungsgase kommen, die sich beim Schleifen der Schalen von Holz, Perlmutter, Knochen usw. entwickeln. Zu diesen unvermeidlichen Schädlichkeiten tritt noch eine starke Neigung zu alkoholischen Getränken hinzu, die aber wiederum ihre Ursache in dem durch den Staub hervorgerufenen Durst hat. Eine natürliche Folge dieser ungesunden Verhältnisse war eine erschreckende Ausbreitung der Tuberkulose, wodurch die meisten Schleifer in jugendlichem Alter hinweggerafft oder wenigstens arbeitsunfähig gemacht wurden. Eine weitere Gefahr droht dem Schleifer durch plötzliches Zerspringen des Schleifsteins, was bei der Größe und Stärke dieser Steine allerdings von verhängnisvoller Wirkung sein kann. Um diesen schädlichen Wirkungen nach Kräften vorzubeugen, hat vor etwa 20 Jahren die Gewerbeinspektion eingegriffen, nach deren Vorschriften jetzt in jeder Schleifstätte Staubsauge-Apparate angebracht sein müssen und ferner Schutzvorrichtungen gegen die Gefahr des zerspringenden Steins, wozu noch Vorschriften über die Reinigung und Lüftung der Räume kamen. In echt bergischem Troß und Eigensinn setzten die Schleifer diesen Maßnahmen, die doch zu ihrem eigenen Besten dienten, einen hartnäckigen Widerstand entgegen, wofür sie als Hauptgrund die veränderte Stellung angaben, die sie mit der Schutzvorrichtung vor dem Schleifstein annehmen mußten. Es bedurfte vielfacher Änderungen und langwieriger Verhandlungen, um endlich eine Einigung herbeizuführen. Es kam allerdings auch hinzu, daß eine Sicherheitsvorrichtung 500 Mark kostet und daß der Staubsauge-Apparat fast die Hälfte der Triebkraft eines Schleifsteins erfordert. Jetzt sind die Schleifer mit den aufgezwungenen Verhältnissen durchaus zufrieden, der Gesundheitszustand hat sich zusehends gebessert und Trunksucht und Unglücksfälle haben stark abgenommen.

Der Schleifer übergibt die einzelnen Teile dem in hohem Ansehen stehenden Reider, der die Waffen, Taschen- und Rasiermesser sowie Tischzeuge und Scheren fertig zum Gebrauch zusammensetzt. Das Wort Reider ist eines Stammes mit dem niederfränkischen bereiden =

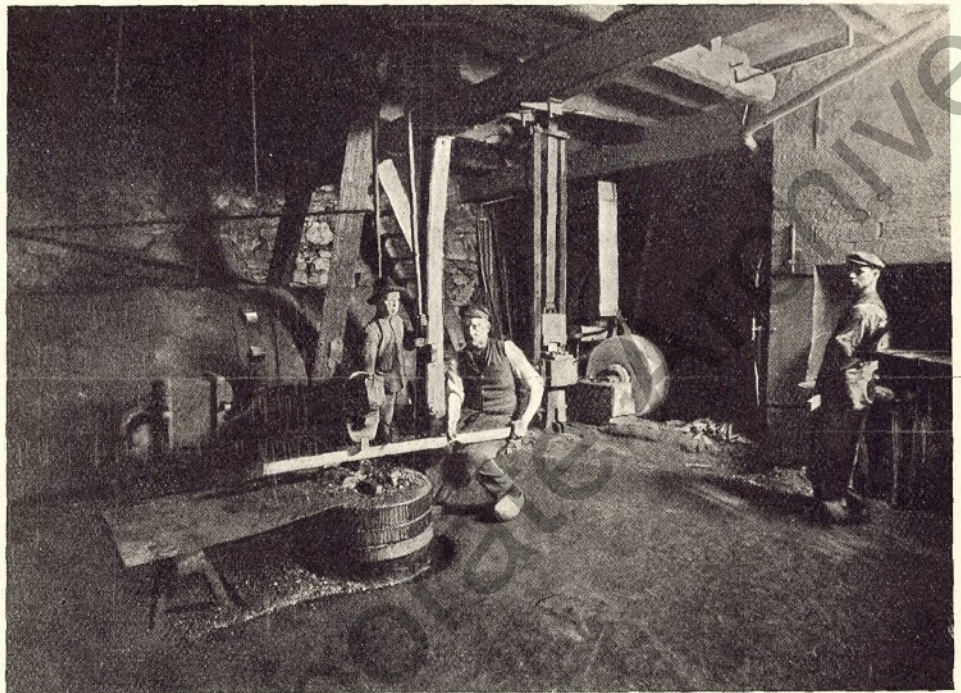
fertig machen, wie es sich in der niederländischen Sprache vorfindet, und man nennt im Bergischen auch den Hausrat, das Hausgerät, Gereid. Man findet das Wort auch seit den ältesten Zeiten in den Eisenhüttenbetrieben in der Eifel, wo der Schichtmeister Reidmeister heißt.

Den letzten Schliff an die Ware gibt der Ausmacher. Er poliert und poliert und entfernt durch Abschleifen und Abrunden alle Unebenheiten, kurz, aus seiner Hand kommt die Ware in vollständig versandfertigem Zustand in die Fabrik zurück. Reider und Ausmacher sind ausschließlich Hausarbeiter. Der Außenstehende wird sich kaum eine Vorstellung davon machen können, welche Summe von Arbeitsleistungen oft in einem kleinen Gegenstand vereinigt ist. An der Herstellung einer Schere sind etwa 12 Teilarbeiter beteiligt und ein gut gearbeitetes Taschenmesser mit mehreren Einlagen erfordert je nachdem 400 bis 500 Arbeitsleistungen, worin sich etwa 25 Arbeiter teilen, so daß in dem Verkaufspreis der besseren Gegenstände der Arbeitslohn mit 70 bis 80 % zum Ausdruck kommt. Mit der Tätigkeit der Fabrik und der genannten Handwerker ist aber die Fähigkeit der Solinger Schneidindustrie keineswegs erschöpft, denn

außer einer vollendeten Gebrauchsfähigkeit kommt in vielen Erzeugnissen auch die Kunst zur Geltung, zu deren Förderung die Technische Schule in Solingen unter der sach- und kunstverständigen Leitung des Professors G. Bindhardt eine wahre Musteranstalt genannt werden kann. Ein glänzendes Bild bot in dieser Hinsicht die Sammelausstellung der ersten Firmen auf der Industrieausstellung 1902 in Düsseldorf, worunter besonders die Henschelwerke hervorragten, wenngleich auch andere Firmen wie E. Wüsthof, Karl Schmitz Sohn, Daniel Peres, Meyersberg, Rirschbaum & Cie. und C. Fr. Ern in Wald hervorragende Leistungen zeigten. Damaszierte, feuervergoldete Klingen mit farbigen Stahllösungen, kostbare Tafelbestecke mit Beschälungen aus Schildpatt, Elfenbein, Perlmutter und Silber mit fein gezeichneten Ornamenten, wunderbare Dolchmesser und kostbar ausgeführte Rasiermesser entzückten das Auge nicht minder als andere große Prunkstücke, die zur Form von großen Pfauen vereinigt, ihr schillerndes Gefieder ausbreiteten. Unwillkürlich drängte sich dem Beschauer die Überzeugung auf, daß Solingen seinem großen Nebenbuhler Sheffield, den es in der Waffenkunst freilich stets um ein Bedeutendes übertraf, an geschmack- und kunstvoller Ausführung und sicherem Stil mindestens ebenbürtig ist. Es ist deshalb auch mit Freuden zu begrüßen, daß der unternehmende Solinger Kaufmann, dem nicht in letzter Linie die bergischen Erzeugnisse ihren Weltruf verdanken, zum eigenen Vorteil dazu übergegangen ist, die Waren unter Nennung des Ursprungsortes auf den Markt zu bringen, während sie früher vielfach unter englischer Flagge segelten. Jedes Bild hat seine Schattenseiten, und es braucht uns nicht zu verwundern, daß auch in Solingen eine Massenerzeugung billiger Schundwaren anzutreffen ist, die den vorzüglichen Ruf der Solinger Ware zum Absatz benutzt

und damit den guten Namen zuweilen empfindlich schädigt.

In den anderen Erzeugnissen, vor allem naturgemäß in der Eisen- und Metallgießerei, ferner in der Herstellung von Schirmgestellen, Fahrradteilen, Koffer- und Taschen-



Beim Schmieden: Gelpetal bei Elberfeld Phot. Fülle, Barmen

bügeln und ähnlichen Dingen ist der reine Fabrikbetrieb herrschend geworden. In den letztgenannten Betrieben findet auch vielfach Frauenarbeit Verwendung, während sonst in dem gesamten Gebiet von Remscheid und Solingen die Frau als Arbeiterin nur in beschränktem Maße in die Erscheinung tritt.

Ein nicht minder übersichtliches Bild zeigte auf der genannten Ausstellung die Remscheider Sammelausstellung. Zu schönen Gruppenbildern vereinigt sah man Stahl in Stangen, Feilen aus Maschinen- und Handhieb, Sägen von der feinsten Laub- bis zu der schwersten Kreissäge, Schneidwerkzeuge verschiedener Art, Werkzeuge zur Bearbeitung von Metall, Holz, Stein, Leder und Kork, Haushaltungs- und Fleischermaschinen, Räder und Radsägen aus Siemens-Martin- und auch aus Tiegelstahl, Kropierpressen, Maschinenteile, Werkzeugmaschinen und andere Maschinen bis zu gewaltigen Abmessungen, Untergerüste für elektrische Wagen, Armaturen für Leitungen aller Art, Schlitt- und Rollschuhe und andere Dinge. Proben von Tiegelgußstahl, sowohl reinen Kohlenstoffstahl in verschiedenen Härtenummern, wie auch Wolframstahl, Schnelldrehstahl und Manganstahl und Schnelldrehstahl für den Gebrauch als Werkzeugstahl. Auf allen diesen Gebieten waren die Firmen A. Mannesmann, Fr. Ed. Engels, Gottlieb Corts, Josua Corts Sohn, Emil Spennemann, Alexanderwerk u. a. m. ganz hervorragend vertreten. In früheren Zeiten wurden auch in Remscheid Schwerter hergestellt, aber diese, ebenso wie die Sensen, Sichel und Bügeleisen sind jetzt gänzlich aus Remscheid verschwunden. Noch um das Jahr 1770 pries man es als einen großen Fortschritt, als es gelang, die Herstellung der beliebten blauen Sensen, die sonst nur in Steiermark gemacht wurden, auch in Remscheid einzuführen, die alsdann eine Spezialität des Bergischen

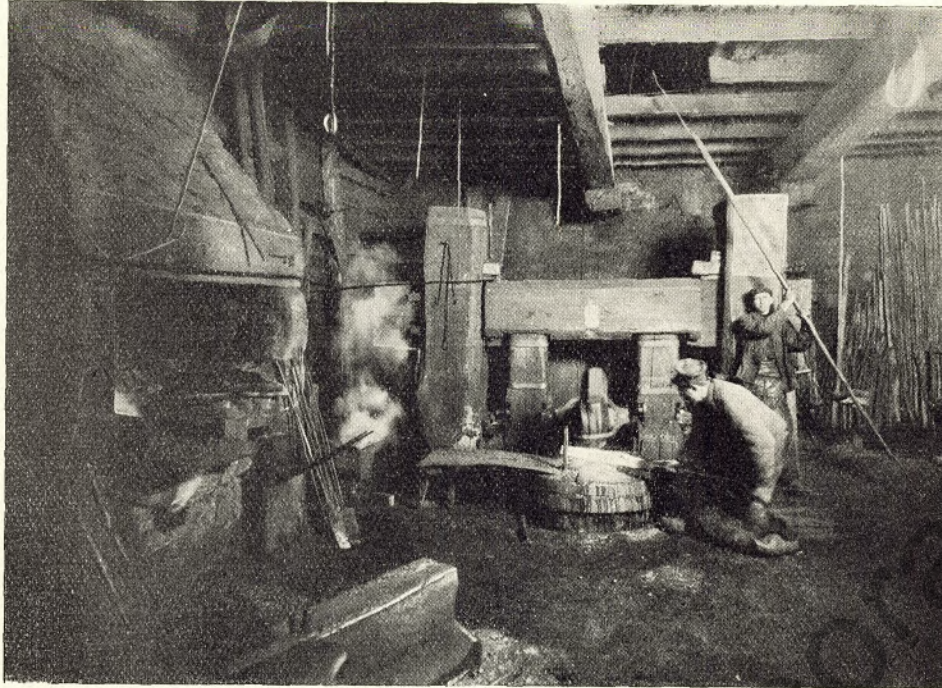
Landes wie auch der Grafschaft Mark wurden; die genannten Artikel scheinen jetzt nicht mehr lohnend genug zu sein.

In der Art der Sache liegt es, daß der im Gebiet der Kleineisenindustrie hauptsächlich zur Verwendung kom-

schaften zeigt, die ihn als Schnelldrehstahl zur Verwendung an schnelllaufenden Werkzeugmaschinen sehr geeignet machen. Im übrigen ist es insbesondere der Flußstahl gewesen, der durch seine stetig zunehmende Verwendung im Verband mit dem Erfordernis einer maschinellen

Bearbeitung die Handschmieden auf ein kleines Gebiet von Sonderarbeiten beschränkt hat.

Unaufhörlich wurde an Vervollkommenung und Verbesserung gearbeitet, und besonders als wir während des Krieges vom Ausland abgeschnitten waren, steigerte sich dies Streben aufs höchste. So konnten im Mai 1916 die Stahlwerke Richard Lindenberg A.-G. in Remscheid-Haften einen großen Erfolg auf dem Gebiet der Herstellung von Werkzeugstahl verzeichnen. An Hand weit zurückreichender Versuche gelang es, Schnellarbeitsstahl von höchster Leistung unter Verarbeitung nur im Inland zur Verfügung stehender Grundstoffe herzustellen, wobei das hierfür bisher als unbedingt notwendig erachtete Wolfram, wofür erhebliche Summen ins Ausland flossen, ausgeschlossen werden konnte. Die Bedeutung der Neuerung ging wohl am besten aus der Tatsache hervor, daß die Leistung der Geschoszdreherei sowie der



Inneres eines alten Hammerwerkes: Cronenberg bei Elberfeld Phot. Fülle, Barmen

mende Rohstoff Eisen bzw. Stahl ist. Der Bezug und die Herstellung des Rohstoffes haben, gleich den gesamten wirtschaftlichen Verhältnissen, im Laufe der Zeit vielfache Wandlungen durchgemacht, und beide, Rohstoff und allgemeine Verhältnisse, befinden sich in fortwährendem Fluß, da sozusagen täglich neue Erscheinungen zutage treten. Der in älteren Zeiten vorwiegend gebrauchte Raffinierstahl ist jetzt ganz verschwunden und der namentlich für bessere Arbeiten mit Vorliebe benutzte englische Stahl ist jetzt kein Qualitätsbegriff mehr und hat allmählich fast gänzlich dem deutschen und auch dem sehr brauchbaren schwedischen Stahl Platz gemacht. Der große Ruf der Solinger Waren beruht gerade auf der Gleichwertigkeit des Rohmaterials gegenüber dem früheren sog. englischen Stahl. Schwedenstahl ist Holzkohlenstahl; er ist ein Werkstoff von großer Güte. Schwedenerze werden hauptsächlich für Elektro Stahl gebraucht. Dem Schweiß- und Flußstahl, der im rheinisch-westfälischen Industriebezirk mittels Puddelflammöfen, Martinöfen und Bessemerbirne in großen Mengen hergestellt wird, erwuchs gerade auf dem Gebiet von Remscheid ein Nebenbuhler im Elektro Stahl, bei dessen Herstellung das Eisen durch Lichtbogenhitze in einem Ofen, ähnlich dem Martinofen, zum Schmelzen gebracht wird. Der Hauptvorteil in der Erzeugung soll darin liegen, daß sich mit Anwendung einer verhältnismäßig geringen Arbeitskraft jegliches Eisen, auch das schwefel- und phosphorreiche, und außerdem Gußbruch und Schrott aller Art zu einem vorzüglichen, allen Anforderungen entsprechenden Stahl verarbeiten läßt, wogegen die jetzigen hohen Kosten der elektrischen Kraft noch einen wunden Punkt bilden. Dazu kam auch der zuerst in Amerika hergestellte kohlenstoffarme Spezialstahl, der als Legierung von gewöhnlichem Rohstoff mit Chrom, Mangan und Wolfram Härteeigen-

schaften Metallbearbeitungsstätten wesentlich von der Art und Menge des zur Verfügung stehenden Werkzeugstahls abhingen. Da die Leistungen aller Bearbeitungsanstalten in erster Linie von dem Werkzeugstahl abhängig sind und heute wieder sehr hohe Anforderungen gestellt werden, ist die Bedeutung des Lindenbergischen Erfolges nach Beseitigung der Kriegswirtschafts- und Rohstofffragen nicht mehr so zu werten wie während des Krieges, wo die Erfindung mit anderem Maßstab zu messen war. Neuerdings verwendet man statt des Molybdäns wieder Wolfram wie früher auch.

Die Triebkraft in der Kleineisenindustrie, die ursprünglich aus der Körperkraft des Handwerkers und dann auch aus dem Wasser des Mühlbachs bestand, ist heute in der Hauptsache der Dampf, der Treiber auf dem Wege zur Großindustrie. Seiner unwiderstehlichen Gewalt erlagen zahllose Handwerker und Kleinfabrikanten, und wo früher im kleinen Rotten der Mühlbach den Schleifstein trieb, erheben sich jetzt ungeheure Mauern, die gewaltige, alles in sich vereinigende Betriebe umschließen, wo neben eifriger, genau geregelter Tätigkeit ein durch mächtige Kapitalien unterstützter Geschäftssinn herrscht. Der Dampf hat das Verhältnis der von altersher zusammengehörigen Bevölkerung von Grund auf geändert. Den einen, dem neben der Kenntnis des Faches und einigem Kapital Klugheit, Umsicht und die Fähigkeit zur Erfassung des richtigen Augenblicks zu Gebote standen, machte er zum Großindustriellen, während er den anderen, dem es an diesen Eigenschaften teilweise mangelte, oder dem das Glück nicht hold war, oder der sich in angeborenem bergischen Eigensinn, in einer gewissen Engherzigkeit und falsch angebrachten Sparsamkeit dem Wehen einer neuen Zeit verschloß, zum Knecht machte, dessen Zustand noch durch die Erkenntnis ver-

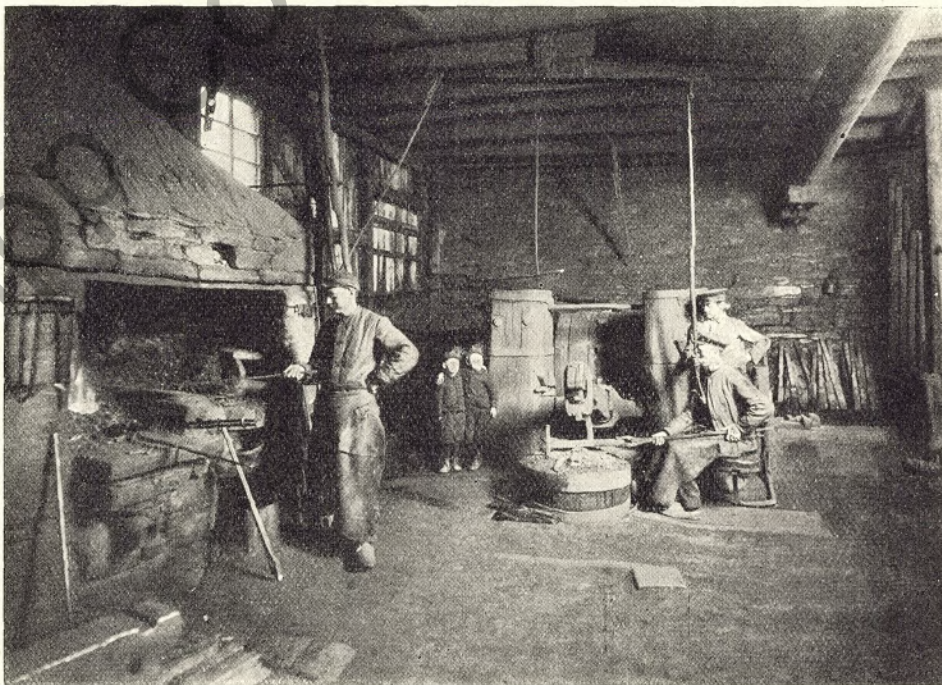
bittert wird, daß seine ererbten und durch langjährige Übung stark ausgebildeten Fähigkeiten im reinen Fabrikbetrieb kaum bewertet werden. Die zur höchsten Vollkommenheit gebrachte Spezialmaschine, aus der Art der Sache in Remscheid noch mehr als in Solingen, gehorcht auch dem ungeübten Arbeiter. Um nur ein einzelnes Beispiel anzuführen, nennen wir die Feilenhaumaschine, die während eines Streikes der Feilenhauer zuerst aus England eingeführt wurde. Die Maschine, die anfänglich starke Mängel zeigte, erfuhr in der Folge solche Verbesserungen, daß sie durch erstaunlich schnelle, genaue und gleichmäßige Arbeit den Stand der gelernten Feilenhauer fast vollständig vernichtete, denn jetzt werden nur noch ganz vereinzelt — zur Erfüllung von Sonderwünschen — Feilen durch Handhau hergestellt; und ähnlich hat es mit dem Härten und Schleifen von Werkzeugen gegangen. Infolgedessen hat auch die Zahl der jugendlichen Arbeiter unter 18 Jahren stark zugenommen, während eine Ausbildung von eigentlichen Lehrlingen nur in ganz geringem Maße stattfindet. Der Dampf zerstörte auch das freundschaftliche Verhältnis, das früher zwischen Meister und Geselle und auch noch in der Kleinindustrie zwischen Fabrikant und Arbeiter herrschte, so daß sich heute Arbeitgeber und Arbeitnehmer in der Mehrzahl schroff und trotzig gegenüberstehen. Dabei ist jedoch nicht zu vergessen, daß sich gerade so wie alle Arten von Betrieben, so auch althergebrachte Verhältnisse zwischen den einzelnen Ständen vielfach unverändert erhalten haben. Im allgemeinen sehen wir aber einen Arbeiterstand mit den gleichen Lebensäußerungen wie in anderen Großstädten, indessen im Volke die eigentlich bergische Art, die sich in Fleiß, Familiensinn, Einfachheit in Sitte und Kleidung, Sparsamkeit und in einer gewissen Religiosität äußerte, immer mehr zurücktritt.

Eine weitere, auf dem Gebiete der Kleineisenindustrie entstehende Triebkraft war der Gasmotor in den größten, dann allerdings begrenzten Abmessungen. Ihm erwuchs ein mächtiger Nebenbuhler im Elektromotor, und durch unablässige Verbesserungen entstand ein hartnäckiger Kampf zwischen beiden Motoren.

Aber wie der Dampf umwälzend wirkte in der Vernichtung zahlloser kleiner Eigenbetriebe, so wirkte der Elektromotor, der übrigens im Kampfe mit dem Gasmotor schließlich doch Sieger geblieben ist, insofern wiederum umwälzend, als er vielen kleinen Betrieben von beschränkter Kapitalkraft und geringer Arbeiterzahl, die sonst rettungslos dem Untergang verfallen wären, die Möglichkeit bietet, sich im Kampfe mit der Großindustrie zu behaupten. Dies trifft vorwiegend für diejenigen Betriebe zu, die sich mit der Herstellung einzelner Massenartikel befassen. Wir sehen das ganze ausgedehnte Gebiet unserer Industrie — allein das Gebiet der Stadt Remscheid ist größer als das von London und achtmal größer als das der Stadt Berlin — mit Masten besetzt, an deren Kupferdrähten der elektrische Funke in die entferntesten Rotten geleitet wird, um dort Werkzeugmaschinen zu treiben,

die sonst nur in der Fabrik durch Dampf in Bewegung gesetzt werden konnten. Der Elektromotor erwies sich überhaupt nach vielen Richtungen hin dem Gasmotor stark überlegen, und man kann sagen, daß er endgültig als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen ist. Übrigens hat sich die Stadtverwaltung von Solingen im Jahre 1924 für die Belange ihrer Industrie eingesetzt, wie es in derartiger Weise unseres Wissens wohl das erste Mal ist. In den letzten Tagen des Dezember wurde in der Sitzung der Gas-, Wasser- und Elektrizitätskommission dem Antrag des Vereins für Technik und Industrie grundsätzlich zugestimmt, im Anschluß an das Gaswerk Versuchsanlagen für industrielle Zwecke unter Verwendung der verschiedenen Systeme einzurichten, die den Interessenten im Betrieb vorgeführt werden sollen.

Nicht nur die Art des Arbeiters hat sich geändert, sondern auch in dem Wesen des Fabrikanten, oder wenn man will, des Fabrikant-Kaufmanns, ist eine starke Wandlung vor sich gegangen. An der Stelle des Großindustriellen von heute stand der Großkaufmann der alten Zeit. Dieser, gemeinhin allerdings auch Besitzer eines Hammerwerkes, war vorwiegend Kaufmann, weil die Einfachheit des technischen Betriebes und der Erzeugnisse seine Denkkraft und Arbeitskraft nur zum geringeren Teil in Anspruch nahm. Er ließ die Kleinmeister, die ausschließlich für ihn arbeiteten, Waren genau nach seinen Angaben herstellen und kaufte den kleinen, selbständigen Fabrikanten ihre Erzeugnisse ab, wofür er mit unermüdlicher Tatkraft, Umsicht und Ausdauer, unterstützt durch reiche Mittel, immer wieder neue Absatzgebiete bis nach Holland, Rußland und Amerika eroberte. Beide erhielten durch ihn ihre Rohstoffe, so daß der Kaufmann in vielen Beziehungen beinahe die Stellung eines aufgeklärt-absoluten



Bergische Hammermühle: Grefelshammer im Morsbachtal. Phot. Fülle, Barmen

Fürsten einnahm. Wenngleich er als Patrizier in einem schönen, reich ausgestatteten Hause wohnte, so war er in jedem Rotten an der Wupper bekannt. Man sprach und — fluchte — Himmelstunnen — in bergischer Mundart miteinander und nahm wechselseitig Anteil an den Familienverhältnissen. Mit dem Entstehen der Eisenbahnen,

oder mit anderen Worten mit der Verbilligung der Transportwege, lösten sich Handwerker und Fabrikanten von ihrer Hörigkeit, indem sie ihre Rohstoffe selbst einkauften und ihre Waren an die Exporteure und Kommissionäre oder an die inzwischen in allen Städten Deutschlands entstandenen Eisenwarengroßhandlungen verkauften, die zur Erleichterung des Verkehrs ihre Einkäufer herüberschickten. Auch den kleineren, nicht kapitalkräftigen Fabrikanten war die Möglichkeit dieses selbständigen Handelns durch die beim Abschluß dieser Geschäfte übliche Barzahlung geboten. Der Kaufmann wurde schließlich nur der Vermittler billiger Massenartikel, hauptsächlich für die Ausfuhr. Der eigentliche Exporteur nimmt allerdings nach wie vor kraft seiner reichen kaufmännischen Erfahrungen und seiner überseeischen Verbindungen eine starke Stellung ein.

Die heutigen Großindustriellen stellen an sich selbst größere Anforderungen, da ihnen erfolgreiche Arbeit Lebensbedürfnis ist, woneben andere Werte nur geringen Raum finden. Der vielästige und weitverzweigte Maschinenbetrieb sowie die Herstellung und Beschaffung der Rohstoffe erfordern neben einem reichen, durchgebildeten technischen Können und Wissen Aufmerksamkeit und scharfen Blick für alle Neuerungen. Der Leiter eines Großbetriebes muß auch vollendeter Kaufmann sein, der in all den unzähligen Fragen der inneren Verwaltung des Betriebes nicht minder als in denen allgemein-wirtschaftlicher Art stets vollkommen auf der Höhe und mit Rücksicht auf die Ausfuhr über die politischen Verhältnisse genau auf dem laufenden ist, wobei auch noch die zahlreichen sozialen Fragen der Gegenwart seinen Geist fortwährend in Anspruch nehmen. Die vollkommene Beherrschung dieses ganzen ungeheuren Gebietes übersteigt wohl im allgemeinen die Kraft des Einzelnen, und so sehen wir auch in der Leitung eine Arbeitsteilung eintreten, wie sie auf dem Kontor der kaufmännischen Angestellten und in den Räumen der Arbeiter bis in kleine Einzelheiten durchgebildet ist. Es sind noch weitere Seiten, wodurch sich der heutige Fabrikant-Kaufmann von dem Großkaufmann der alten Zeit unterscheidet, nämlich in seinem persönlichen Verhältnis zur Arbeiterschaft und in der Wertschätzung einer höheren Bildung. Wie bereits dargelegt, stand der alte Kaufmann mit den Schmieden,

Härtern und Schleifern, deren Familienmitglieder eingebegriffen, sozusagen auf Du und Du, wogegen der heutige Großfabrikant in persönlichem, aber rein geschäftlichem Verkehr nur mit den Meistern und Vorarbeitern steht, wovon die übrigen Arbeiter vollkommen ausgeschlossen sind. Die Anschauungen über höhere Bildung haben ebenfalls eine starke Wandlung erfahren, denn der alte bergische Kaufmann hatte darin sehr nüchterne Grundsätze. Höhere Schul- oder gar Universitätsbildung hielt er für seinen Sohn, der dereinst den väterlichen Betrieb übernehmen sollte, für unnötig oder gar für schädlich, da sie die Gedanken zu sehr von den praktischen Erfordernissen des geschäftlichen Lebens ablenke. Mit allem Nachdruck war er wohl bestrebt, seinem Nachfolger Gelegenheit zu geben, seinen Blick zu erweitern und sich weltmännisches Benehmen anzueignen, indem er ihn mit auf größere Reisen nahm und ihn später allein für einige Zeit nach Köln, Amsterdam, Paris oder London sandte, wo er in den Häusern und Gesellschaftskreisen der Geschäftsfreunde des Vaters Aufnahme fand. Die Söhne unserer heutigen Führer der Industrie nicht nur, sondern auch weiterer Kreise von Kaufleuten und Fabrikanten folgen dem allgemeinen Zuge der Zeit durch Ablegung der Reifeprüfung und teilweise durch akademisches Studium. Es bedarf keiner Erörterung, daß die geschäftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart größere Anforderungen an die Bildung der höheren Stände stellen als die Zeit vor 100 oder 150 Jahren.

Wenn die alten Grafen von Berg heute von ihrem, zum großen Teil durch die Opferfreudigkeit der Solinger und Remscheider herrlich neu aufgerichteten Stammsitz in Burg Umschau über die Roemreife Berge halten könnten, würden sie sicherlich an den waderen Söhnen des Landes und ihrer emsigen Tätigkeit ihre helle Freude haben. Sie würden erkennen, daß es noch die nämlichen starken und tüchtigen Männer sind wie der Schmied, der auf dem Markt in Solingen ruhig und gelassen das Schwert auf den Amboss legt und voll stolzer Zuversicht in die Ferne blickt.

Anmerkung: Ein vortreffliches Werk über diesen Gegenstand ist: Franz Karl Ziegler, Remscheid: Die Tendenz der Entwicklung zum Großbetrieb in der Remscheider Kleisenindustrie.

Jahrtausendfeier in dem deutschen Saarbrücken. Wohl die bedeutendste aller Feiern zur Erinnerung an die tausendjährige Zugehörigkeit des Rheinlandes zum Deutschen Reich fand in dem unter fremder Regierung stehenden Saarlande, in der Hauptstadt Saarbrücken statt. Es war ein glänzender, überwältigender Sieg des Deutschtums auf der ganzen Linie! Wenn auch die Saarregierung, die sich aus Angehörigen fremder Völker zusammensetzt, unter denen sich Kanadier befinden, ja sogar eine Zeitlang ein Chinese, möglichst bemüht war, die Bekundung des einmütigen Willens der Bevölkerung zum Deutschtum und Deutschein und -bleiben zu verhindern, so gelang es ihr doch vollständig daneben; und da sie ihr Fiasko kommen sah, beurlaubten sich die Mitglieder dieser Regierung an den Festtagen, um nicht mit eigenen Augen zu sehen, wie töricht die Hoffnung ist, daß die Bevölkerung an der Saar jemals eine andere Staatszugehörigkeit wählen würde, als die durch Natur, Kultur und Geschichte selbstverständliche, die zum Deutschen Reiche. Alle lügenhaften Behauptungen der Entente, die sie nach dem Versailler Diktat in die Welt hinausriefen und unter denen die unerhörteste die war, es gäbe 150 000 Saarfranzosen im Saargebiet, — alle diese Behauptungen stürzten in sich zusammen. Ein Fadelzug mit mehr als 40 000 Seilnehmern bewies das Gegenteil. In allen festlichen Veranstaltungen der Tage kam nur immer wieder das eine Bekenntnis zum Ausdruck: Wir an der Saar sind und bleiben deutsch! Jedem, der das Saargebiet und seine Bewohner in der Vorkriegszeit kannte, ist das nichts

Neues und Unerwartetes; denn es gab im Deutschen Reiche überhaupt kein Gebiet, das deutscher fühlte, ja sogar das preussischer fühlte, als gerade das Saargebiet. Wer jemals die Jubelfeiern miterlebt hat, die dort alljährlich zum Gedenken an den Sieg von Epichern über die 1870 eingebrochenen Franzosen — ungezwungen aus dem Herzen der Bevölkerung herauskommend — stattfanden, der konnte nur lachen über die Idee, daß das Saarland sich jemals nach Westen orientieren wolle. Natürlich gab es während der letzten Jahre Leute, die ihr Mäntelchen nach dem Winde drehten; Leute, die glaubten im Trüben fischen zu können. Aber diese Leute wurden mit allgemeiner Verachtung als Verräter angesehen. So wollen wir ruhig und getrost der späteren Volksabstimmung entgegenleben. Natürlich nicht mit ruhenden Händen im Schoß und nicht mit träumenden Sinnen; wachsam müssen wir sein und tätig, um vor allen Dingen in der heranwachsenden Saarjugend das deutschvaterländische Gefühl zu erhalten. Dazu gehört vor allem, daß die übrigen Deutschen ihren Brüdern an der Saar Treue halten und ihnen in allen Lagen helfend und ermunternd zur Seite stehen. Kein größeres Wohlgefühl kann es für den Saarländer geben als das, wenn die Brüder im Reich ihm immer wieder versichern: Wir wissen, daß du ein deutscher Bruder von uns, ein vollwertiger Deutscher bist, und wir hoffen mit heißem Herzen auf die Befreiung des Saarlandes und auf deine Wiedertekehr zur großen gemeinsamen Mutter, dem deutschen Vaterlande.

tb.

Es liegt eine Krone im tiefen Rhein . . .

Die Bedeutung der Aachener Krönigskrönung

Von Archivdirektor Dr. Hynskens, Aachen

In der ersten Strophe des schönen Rheinliedes ist nicht nur in glänzender Weise das Sehnen nach der deutschen Einheit niedergelegt, sondern dieses ist gleichzeitig verschmolzen mit der mittelalterlichen Auf-

die Goldne Bulle von 1356, als Krönungsstätte bestimmt wurde. Im Sachsenspiegel (zwischen 1215 und 1235) findet sich zuerst der Gedanke ausgesprochen, daß die Krönung in Aachen die Voraussetzung echten Königtums ist.



Aachen — Das Münster

fassung von der deutschen Krönigskrönung am Rhein in Aachen:

„Und wer sie erhebt aus tiefem Grund,
Den krönt man zu Aachen zur selbigen Stund',
Vom Belt bis zur Donau, die Lande sind fein,
Dem Kaiser der Zukunft, dem Fürsten am Rhein.“

Erst im hohen Mittelalter ist die Krönung zu Aachen zum Kennzeichen echten Königtums geworden, allerdings schon lange vorher, ehe Aachen durch Geseh, nämlich durch

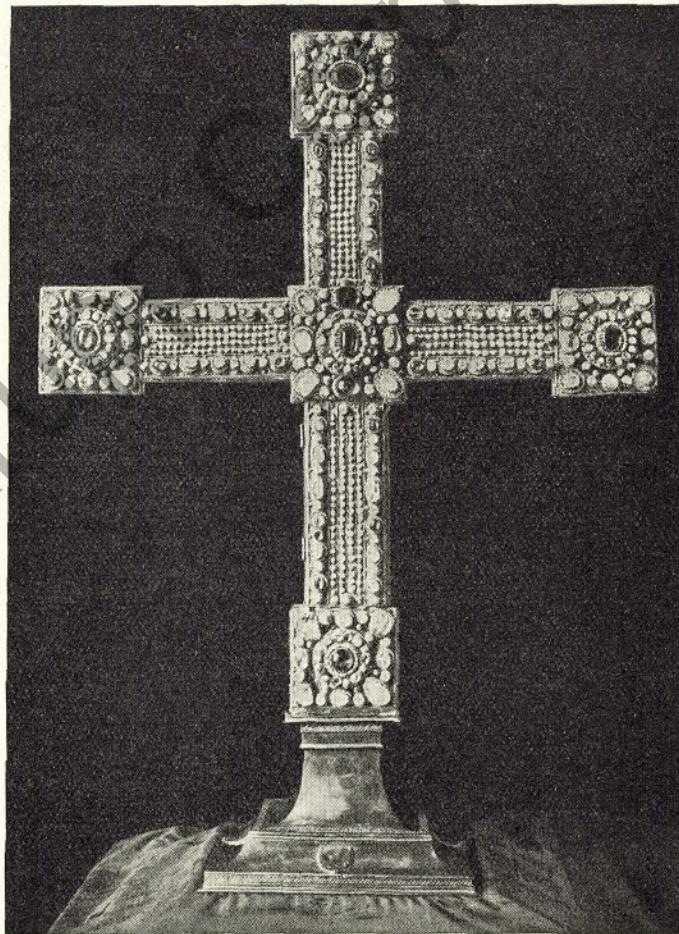
Aber bereits in der Auseinandersetzung anlässlich der Doppelwahl von 1198 zwischen Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig spielt der Gesichtspunkt der Krönung in Aachen eine große Rolle.

Die erste deutsche Krönigskrönung erfolgte 936 mit der Ottos I. in Aachen. Auch die beiden folgenden Krönungen der Sachsenzeit fanden dort statt. So bildete sich allmählich ein Herkommen aus zugunsten von Aachen. Der tiefere Grund dieses Herkommens, insbesondere der

ersten Krönung von 936, liegt wohl darin, daß Aachen einmal der alte Hauptsitz des 925 zum Reiche gekommenen ehemaligen Königreiches Lothringen war und anderseits der durch den Lieblingsaufenthalt und die Grabstätte Karls des Großen geheiligte Mittelpunkt des großen Frankenreiches. Hier stand und steht heute noch im Obergeschos der alten Pfalzkapelle Karls des Großen der marmorne Stuhl, auf dem er bei feierlichen Gelegenheiten dem Gottesdienste bewohnte, und den seine späteren Nachfolger nach vollzogener Krönung feierlichst bestiegen. Damit ergriffen sie gewissermaßen symbolisch Besitz vom Reiche, ähnlich wie der Bischof von seinem Bistum.

Überhaupt ist die deutsche Königskrönung des alten Reiches sehr stark mit kirchlichen Auffassungen verflochten. Sie ist ein kirchlicher Akt, der der Bischofsweihe sehr ähnlich ist. Durch die Festigung des Herkommens zugunsten Aachens bildete sich allmählich auch ein solches zugunsten des Erzbischofs heraus, der die Krönung zu vollziehen hatte. An die Stelle des Erzbischofs von Mainz trat der Erzbischof von Köln, weil Aachen zum Sprengel seines Erzbistums gehörte und er dort zuständig war. Es war das Charakteristische der deutschen Königskrönung, wie es auch von mittelalterlichen Schriftstellern hervorgehoben wird, daß sie von Bischöfen gespendet wurde. Im Gegensatz dazu ist die deutsche Kaiserkrönung vom Papst zu spenden, der in Rom, der Hauptstadt des Reiches, weihenberechtigt ist. Otto I. ist der erste gewesen, der sich nach der Königskrönung auch noch zum Kaiser krönen ließ. Die Bedeutung der Kaiserkrönung war mehr eine ideelle, ein gewisser Vorrang vor den übrigen Fürsten des christlichen Abendlandes; tatsächlich erfuhr die Machtfülle des deutschen Königs auch kaum eine Erweiterung, so daß man es auch dem Dichter des obengenannten Liedes nicht verdenken kann, wenn er bei der Krönung am Rhein zwischen Kaiser und König keinen Unterschied macht. Im übrigen sind auch die Formeln der Königs- und Kaiserkrönung nahe verwandt, auch die äußeren Vorgänge zeigen eine große Ähnlichkeit bis auf den für das Volk laufenden Weinbrunnen und den am Spieße gebratenen

Krönungssohnen. Es gibt auch keine besondere Kaiserkrone des Mittelalters, sondern es wurden bei der Kaiserkrönung dieselben Insignien benutzt wie bei der Königskrönung. Später haben die deutschen Könige überhaupt darauf verzichtet, sich zum Kaiser krönen zu lassen, sondern gleich auf Grund ihrer Wahl bereits den Kaisertitel angenommen. Die Zahl der in Aachen stattgefundenen Krönungen beträgt insgesamt 31. Zuletzt wurde 1531 Ferdinand I. in Aachen gekrönt. Seitdem fanden die Krönungen meistens in Frankfurt statt. Es waren zuerst nur Zufälligkeiten, welche Aachen der alten Ehre beraubten, 1562 der Tod des krönungsberechtigten Erzbischofs von Köln und die mangelnde kirchliche Weihe seines Nachfolgers, die Winterszeit und der schlechte Gesundheitszustand des Königs. Allein diese Zufälligkeiten häuften sich und wurden zur Regel. Vergeblich hat die Stadt Aachen wiederholt ihr altes Krönungsrecht wieder geltend zu machen gesucht. In Wirklichkeit hat Aachen dieses Recht als solches bis zum Ende des alten Reiches auch behalten. Die Goldne Bulle ist in diesem Punkt nicht abgeändert worden, vielmehr bei jeder Ausnahme neu bestätigt worden. Der tiefere Grund, daß die Krönung nicht mehr in Aachen stattfand, lag wohl darin, daß Aachen seit der Abtrennung der Niederlande vom Reiche im 16. Jahrhundert Grenzstadt geworden war, und der Schwerpunkt des Reiches sich unter den Habsburgern vom Rhein mehr an die Donau hin nach Oberdeutschland verschoben hatte. Die Bedeutung Aachens als Krönungsstadt der deutschen Könige mit den zahlreichen stolzen Erinnerungen alter deutscher Kaiserherrlichkeit bildet den Mittelpunkt der Jahrtausend-Ausstellung zu Aachen. Sie findet statt in den Räumen des alten Rathauses, das teilweise noch die Wohnung Karls des Großen in sich schließt, und dessen Kaisersaal einst die Stätte des Krönungsmahles war. Und unweit vom Rathause erhebt sich noch die alte Krönungskirche mit dem Marmorstuhl Karls des Großen. Die geschichtlichen Erinnerungen der Ausstellung sind so nur ein Teil der geschichtlichen Erinnerungen, welche Aachen, die alte Krönungsstätte, erfüllen.



Aufnahme des Städt. Museums
Das Reichs Kreuz, das bei der Krönung auf dem Altar stand
Originalgetreue Nachbildung — Besitzer Stadt Aachen

Der Ruf aus dem Aether

Roman von Paul Rosenhayn

(3. Fortsetzung)

Er löste die Drähte aus den Klemmschrauben des Empfängers und schaltete den Fernseher ein. Dann rannte er an den Lichtschalter und drehte ihn: das Zimmer lag in rötlicher Finsternis.

Mit zitternden Knien tastete er sich an den Apparat zurück.

Hier war die Mattscheibe.

Der Schlag seines Herzens stockte. Er starrte mit brennenden Augen auf das viereckige graue Fleckchen, auf dem sich das Wunder einer neuen Weltära vollziehen sollte. Nichts war zu sehen, nichts zu hören; das ausgeschaltete Telephon war stumm. Ein kleiner Lichtfleck tanzte durch das Dunkel; er mochte durch das Fenster hereinfallen — ein belangloser Reflex aus dem Hause dort drüben.

Er wandte den Kopf in jener nervösen Spannung, die das Bedeutungsloseste zerfasern will.

Dort war kein Lichtschein.

Er blickte zurück. Das Punktchen auf der Platte wurde stärker. Wanderte. Veränderte sich.

Er sprang auf, stürzte zum Fenster; rasselnd ließ er die Jalousie herunter.

Nun war das Zimmer völlig lichtlos; keine Selbsttäuschung konnte sich zwischen ihn und sein Vorhaben stellen.

Und in der Finsternis stand der Lichtpunkt auf der grauen Platte wie eine funkelnde Sonne.

Griggs zog mit ängstlicher Behutsamkeit den Sessel heran und ließ sich zögernd nieder. Der Lichtfleck kroch vor ihm; deutlich zeichnete sich seine flimmernde Rotation von der Schwärze der Mattscheibe ab.

Plötzlich flammte in der rechten Ecke, diagonal zum ersten, ein zweiter Lichtpunkt auf — nein, ein Lichtring. Auch er rotierte. Die beiden Sonnen gerieten in Bewegung; es schien, als ob die äußere die innere zu umkreisen begänne. Dann, mit einem Schlage, glühte unten, hart am Rande der Scheibe, ein dritter silbriger Ring auf, kleiner als jene. Auch er war in zitternder Bewegung, wie die Nadel eines Kompasses.

Und schon trat aus dem Nichts ein neuer Lichtfleck.

Nun schoß ein feiner, leuchtender Pfeil aus der kleinen Zentralsonne hinüber in die rechte Ecke, hinunter in die linke; ein zweiter verband wie ein flammender Kanal die linke obere Ecke diagonal mit der rechten unteren. Bläulich schossen Blitze aus der Mittelsonne, umkreisten den Lichtfleck, ihn so ständig vergrößernd; der Lichtfleck wuchs und wuchs, und seine vier Trabanten gerieten in zitternde Bewegung, dabei unaufhörlich um sich selbst kreisend. Fast eine Minute lang war die Tafel ein völliges Chaos von Lichtern, Wolken, Blüten, Flammen und Kreisen. Dann zog sich die Lichtfülle auf einen winzigen Kern zurück, der in der Mitte stand — wie die Iris einer Kamera.

Und nun geschah es.

Aus dem kleinen Lichtpunkt wuchs es hervor: ein Vieleck mit langen Seiten. Ein Stern! Plötzlich flammten überall rechts und links ähnliche Sterne auf, sie umspielten sich — wie einer kindlichen Laune folgend, setzten sie sich plötzlich zu einer regelmäßigen Figur zusammen — ein Kreuz!

Auch das Kreuz floß auseinander — kaleidoskopartig verloren sich die Sterne nach allen Seiten, fanden sich wieder zusammen. Eine Kette! Dann, mit einem Schlage, erloschen die Lichtfiguren. Einen Moment lang war es völlig dunkel auf der Platte — da entstand mitten in dem Dunkel ein Gebilde, das emporschloß und aus dem neue, kleinere leuchtende Sprossen flogen. Ein Baum! Der Baum vergrößerte sich — er füllte das Rechteck der Platte — und an seinen Ästen und Zweigen bildeten sich kleine leuchtende Dolden. Ein Baum mit Blättern und Blüten.

Der Baum wurde wieder kleiner; unter ihm wurde es lebendig. Kleine, kurze, leuchtende Striche setzten sich in unermüdlicher Wiederholung nebeneinander, einzelne der Striche waren länger als die andern, sie trugen traubenartige Verdickungen — und langsam begann das Ganze hin und her zu wogen. Ein Kornfeld! Das Bild wurde schwächer. Neue Bewegung schien aus dem Mittelpunkt zu kommen, aber alle Eindrücke waren unklar, vieldeutig. Dann nahm das Licht merklich an Helligkeit zu — ein paar lichtumrissene Figuren zeigten sich, bewegten sich über die Fläche. Tiere! Tiere, die er nicht kannte. Er unterschied Köpfe, Beine, Flossen; aber ihre Zusammenstellung zum Ganzen war völlig verschieden von dem, was er je gesehen hatte. Dennoch waren es Tiere, es war unerkennbar.

Wieder wurde das Bild dunkel. Seltsame Umrisse formten sich, und es sah aus wie Felsen. Und wellenartig durcheinanderfließend schoß es herein: Meer! Das Meer wogte vor seinen Augen, es war keine andere Deutung möglich. Meer — Felsen — Bäume und Tiere — Langsam erhob sich mitten aus den Wellen ein seltsames

Etwas. Es stieg und überragte die Felsen. Das Licht schien schwächer zu werden — und plötzlich brach es feurig-flüssig hervor. Es stieg in steiler Flamme empor und rieselte golden dampfend hinab ins Meer. Ein Vulkan! Dann, langsam, wurde das Bild schwächer. Die Konturen zerrannen, das Licht erlosch.

Die Platte war dunkel.

Doktor Griggs saß starren Auges, ohne sich zu rühren. Diese wenigen Minuten hatten das große Erlebnis gebracht, auf das er geharrt hatte alle diese Jahre. Das Unbegreifliche, das völlig Undeutbare. Es war eine Botschaft gewesen — daran war kein Zweifel. Aber an wen? Und vor allem: woher? Daß sie von einem andern Planeten kam, schien ihm sicher. Die seltsamen Tiefgebilde waren nicht irdisch. Wo aber im unendlichen Weltentraum kroch der Stern, von dem dieser Ruf kam? Auf welchem Planeten lebte das Gehirn, das in dieser Sekunde Zwiesprache gehalten hatte mit dem seinen? Wo, wo, wo?

Da zeigte sich wieder ein leuchtender Punkt. Er wurde stärker und größer — eine kleine Sonne. Und um diese Sonne herum legte sich ein breiter rotierender Gürtel.

Griggs sprang auf, daß der Stuhl krachend zurückschlief. Was dort auf der Mattscheibe leuchtend rotierte, war der Saturn.

Als ob das Bild die wohlüberlegte Absicht gehabt hätte, dem fernen Empfänger dieser Botschaft Antwort zu geben auf die Frage nach dem Woher, als ob es seinen Zweck mit dieser Antwort erfüllt habe — das Bild erlosch.

Griggs tastete sich bebend empor. Er drehte den Schalter; freundliches Licht fiel auf den regungslosen Apparat dort drüben. Er öffnete die Jalousie und stieß das Fenster auf — aber der kühle Luftzug vermochte den rasenden Wirbel in seinem Innern nicht zu dämpfen. Es fladerte vor seinen Augen, wohin er blickte; die Luft, die Wände, die Türen, das dunkle Holz der Möbel — alles war bedeckt von kreisenden und leuchtenden Bäumen, Blumen, von feuerspeienden Bergen und von wogenden Meeren. Und von seltsam unirdischen Tieren. Der Reigen der leuchtenden Zeichen wurde immer irrer, das Tempo ihres Kreises ging über menschliches Erfassen.

Er stürzte hinaus.

Der Korridor, das Treppenhaus, die Tür, die ins Freie führte, alles war bedeckt von wahnwitzigen Lichtsignalen; in dem dunklen Nebel, der die Straße erfüllte, glaubte er feurige Kreuze, fließende Kreise zu greifen. Er stürzte vorwärts, seine Hände schürften sich wund an dem Granit der Mauern, die er taumelnd streifte. So rannte er durch die Nacht, erfüllt, überwältigt von den Gesichtern, die zu deuten sein Hirn außerstande war. Die Lichter der inneren Stadt kamen näher — er rannte in immer tollerem Tempo, der Kopf, das Herz, das Blut erfüllt von dem tochenden Wirbel, der völlig Besitz von ihm ergriffen hatte.

Dort war Develunds Haus.

Er drückte auf den Knopf. Obwohl er wußte, daß es ein paar Minuten dauern werde, dauern müsse, vermochte er dennoch nicht, sich mit der kleinen Geduldpause abzufinden; er hämmerte mit den Füßen gegen die Tür, daß hallend das Echo durch das Treppenhaus rollte.

Oben wurde Licht. Ein Fenster klang — jemand beugte sich hinaus.

„Sind Sie es, Griggs?“

Griggs blickte hinauf, unfähig, eine Antwort zu geben. Betroffen starrte Develund auf die Blässe seines Gesichts, auf dem der Schein der Gaslampe fladerte. Das Fenster schloß sich wieder; nach einer Ewigkeit wurde das Treppenhaus hell.

Griggs stand unten, den Kopf gegen das Holz der Haustür gepreßt, wie ein Kranker, ein Selbstmörder, ein Irrer. Er hatte die Hände in den Taschen; undeutlich fühlte er, daß sein ganzer Körper zitterte und daß seine Zähne aufeinanderstießen.

Die Tür ging auf.

„Sie, Griggs?“ fragte Develund. „Was bedeutet das?“

„Ich habe ... ich habe ... der Saturn ... der Saturn ...“

„Kommen Sie zu sich — nein, kommen Sie herein. Was ist mit Ihnen, Griggs, Sie sind eiskalt. Lassen Sie doch die Tür los!! Kommen Sie, wir wollen ...“

Griggs rührte sich nicht. Develund sagte besorgt seine Hand, nahm sie mit Gewalt von der Türleiste fort.

„Um Gottes willen, Griggs!“

Griggs sah ihm ins Gesicht mit einem fernen, völlig verständnislosen Ausdruck in den Augen. Während ihn der andere unschlüssig betrachtete, veränderten sich seine Züge; sein Blick wurde groß und strahlend, seine Arme erhoben sich: „Der Saturn!“ sagte er ganz deutlich. Dann griff er nach Develunds Kehle, als ob er jenen packen

wolle — nervös wich Develund einen Schritt zurück. Griggs schüttelte mit einem unbegreiflichen Lächeln den Kopf — blickschnell verschwand der gespannte Ausdruck aus seinen Zügen; starre Apathie trat an seine Stelle. Er wollte mit den Händen nach einem Punkt im Leeren greifen; aber seine Finger krampften sich sinnlos ineinander, öffneten sich wieder. Kraftlos sanken ihm die Arme herab. Er trat auf Develund zu, als ob er ihm etwas Geheimnisvolles zu sagen wünsche; aber mitten im Schritt hielt er inne. Er warf die Arme in die Luft, öffnete den Mund zu einem lautlosen Schrei — dann brach er ohnmächtig auf den Steinfliesen zusammen.

Beklemmende Stille lag über der Stadt. Auf den Mauern des Botanischen Gartens brütete grünes und stechendes Sonnenlicht, und die Äste, auf denen sich schüchternes Grün des Frühlings zeigte, standen regungslos. Der pfeifende Wind, der graues Wolkengeflecht vom Sund herübergetrieben hatte, hatte plötzlich aufgehört; nun zogen sich kupfrige böse Streifen hinter den verschwimmenden Rändern der Wolken; sie sahen aus wie abgeschnitten. Ein ängstliches Warten schien in der Atmosphäre zu liegen; ein paar Schwalben flatterten scheu am Boden, flügelkrausend verschwanden sie fern drüben, wo der Dunst der Felder den Blick begrenzte.

Griggs ging mit dem Direktor der Sternwarte der Stadt zu, die endlose Oester Voldgade hinunter.

Jener blieb plötzlich stehen und streckte die Hand aus. „Die ersten Tropfen!“ sagte er, fast erfreut.

Die beiden beschleunigten ein wenig ihren Schritt. Die Luft war mit Elektrizität geladen; man hatte das Gefühl, daß bei der nächsten Gelegenheit Funken übersprühen würden, so schwer und schmerzhaft waren alle Glieder von erregendem Fluidum erfüllt.

„Daß auf dem Saturn etwas vorgeht, merke ich seit langem. Die Dinge, die ich beobachte, sind natürlich keine künstlichen, keine, wenn ich so sagen darf: menschlichen — es sind Angelegenheiten der Atmosphäre, der Wolkenbildung. Ich habe zum Beispiel auf der Nordhalbkugel des Saturn merkwürdige helle und dunkle Flecke konstatiert, die früher nicht vorhanden waren. Fast habe ich den Eindruck, als seien große Eruptionen erfolgt — daß er stark vulkanisch ist, wissen wir längst. Die Bilder, die Sie mir da zeigen — es war ein ausgezeichnete Gedanke von Ihnen, Herr Doktor, daß Sie die zweite Bilddepesche auf dem Filmband festgehalten haben —, diese Bilder sind zweifellos von einem denkenden Gehirn ausgesandt worden. Daß diese Botschaft aus dem Weltenraum von dem Planeten Saturn kommt, ist natürlich an sich durch nichts erwiesen. Immerhin muß ich Ihnen gestehen: die Fremdartigkeit, die über dem Ganzen liegt, gibt zu denken. Die Psyche dieser Depesche scheint mir in der Tat unirdisch zu sein; auch die Tiere, die Sie mir gezeigt haben, sind bestimmt nicht irdisch. Hinzu kommt die Art der einzelnen Zeichen: Bäume, Tiere, Meer, Berg, Wiese — das alles ist so, ich darf wohl sagen, so absichtsvoll primitiv — Herrgott, jetzt merke ich, daß Sie mich mit Ihrer Phantasie wahrhaftig angestekt haben. Aber raus muß es: also ich möchte sagen, es macht beinahe den Eindruck, als ob eine ferne Kultur mit einer andern in Berührung zu treten wünsche — und als ob sie sich vorsichtig tastend dazu der Urformen bediene, von denen sie annehmen darf, daß sie auch jener anderen Kultur geläufig sind. Ja, das muß ich sagen, Herr Doktor!“

Ein Blitz ging schräg vor ihnen nieder; sein grünes Bizaar verschwand in den Platanen des Rosenborggartens.

„Und das Schlußbild?“

Der Donner rollte heran; zögernd, wie unschlüssig, kam er näher. „Das Schlußbild . . . der Saturn. Ja, mein lieber Herr Doktor, beweisen läßt sich natürlich nichts — aber immer war das Glauben wichtiger als das Wissen. Es gibt nur zweierlei. Entweder wir halten diese ganze Bilddepesche für eine Belanglosigkeit — dann läßt sich natürlich keinerlei Schlußfolgerung daraus ziehen. Aber, um es Ihnen offen zu sagen: ich finde, daß diese Geschichte nach einer Belanglosigkeit nicht aussieht. Die andere Lesart ist die, daß wir willig dem Unerhörten unser Auge, unser Ohr, unsere Sinne öffnen. Dann müssen wir B sagen, nachdem wir A gesagt haben — und in gerader Linie führt Ihr Weg zu der Vermutung, daß Sie in der Tat eine Depesche vom Planeten Saturn erhalten haben. Was sie bedeutet, an wen sie gerichtet ist, ob ihr Sinn, ihr Zweck, ihre Mission überhaupt mit menschlichem Verstand zu erfassen ist, das ist eine ganz andere Frage. Ich will Ihnen gestehen, daß hier meine Stepis beginnt.“

Ein neuer Blitz zuckte aus dem Grau des Himmels, das zusehends in metallisches Schwarz übergang. Fast unmittelbar krachte der Donner; prasselnd ging der Regen nieder.

Die beiden stampften unter ihren Schirmen durch die Gothersgade. „Ich weiß auf dem Königs Nytorv eine kleine Weinstube, in der wir sicher und geborgen sitzen werden.“

„Ich trinke bloß Sodawasser“, sagte der Direktor.

„Sie sprachen vorhin von Störungen, die Sie auf dem Saturn beobachtet haben.“

„Ja, allerdings, ich sagte Ihnen schon: es kann sich natürlich in diesem Punkte nur um große Dinge handeln — vermutlich um geologische Katastrophen.“

„Vielleicht ein Hilferuf?“

„Wer könnte im Ernst Hilfe von einem andern Planeten erwarten? Aber es gibt noch eine zweite Deutung. Geologische Katastrophen wirken sich fast immer psychisch aus. Das können wir in hundert Fällen nachweisen. Der Dreißigjährige Krieg, die Französische Revolution, der Europäische Weltkrieg hängen nachweisbar zusammen mit Vorgängen im Weltall. Dem Kriege von 1914 zum Beispiel gingen ungeheure Katastrophen auf der Sonne voraus; sogenannte Protuberanzen. Wissen Sie, daß der uralte Aberglaube, Nordlicht bedeute Krieg, eine gewisse Berechtigung hat? Insofern nämlich, als Nordlicht und Krieg aus den gleichen Tiefen des Weltalls . . .“

Ein furchtbarer Donnerschlag zerriß ihm das Wort. Wolkenbruchartiger Regen prasselte in die menschenleere Straße hinein wie Schrapnellfeuer. Die beiden rannten ein Stückchen vorwärts; dort drüben winkte das schützende Dach.

In dem kleinen Restaurant empfing sie jene ungemütliche Stimmung, die das Beisammensein vieler Menschen kennzeichnet, deren Mühe eine gezwungene ist.

Wie in einem Wartesaal, dachte Griggs verdrießlich.

Ein Kollporteur ging durch die Reihen mit den Mittagszeitungen. Griggs' Blick fiel auf die fettgedruckte Überschrift, die über die ganze Breite der Zeitung ging. Er kaufte das Blatt. Dort stand:

„Ungeheure kriminalistische Welle über dem Pazifik.“

Er las die ersten Zeilen des Artikels:

„Die Sträflinge von Neukaledonien haben sich empört. Sie haben ihre Wächter niedergeschlagen und sich zu Herren der Insel gemacht.“

Er reichte dem Direktor das Blatt hinüber. Der las betroffen die Überschrift, und während ihm die Hand mit dem Blatt niedersank, irrten seine Augen hinüber zu denen Griggs'.

Der Vorsitzende der Ärztekammer stützte den Kopf mit dem eisgrauen Bart in die Hände. „Sie sind beschuldigt, Herr Doktor Griggs, Ihren Patienten Severin Lumbye getötet zu haben.“

„Ja.“

„Durch eine Morphiuminjektion von einer Dosis, die, das mußte Ihnen als Arzt von vornherein klar sein, unbedingt tödlich war.“

„Ja.“

Der Vorsitzende blickte auf, und seine Augen bohrten sich in die des Angeeschuldigten. „Geben Sie zu, daß Sie den Patienten Lumbye vorsätzlich getötet haben?“

„Ich gebe es zu.“

„Alle Köpfe erhoben sich.“

„Es liegt also eingestandenermaßen ein Verbrechen vor, Herr Doktor Griggs; danach bleibt mir nur eins zu tun übrig: ich werde die Angelegenheit der Behörde übergeben.“

„Darf ich etwas sagen?“

„Selbstverständlich.“

„Die Tat, die ich begangen habe, ist geschehen im Interesse des Toten. Er selbst hat mich darum gebeten — wiederholt — — flehentlich. Seine Schmerzen wurden von Stunde zu Stunde unerträglich; niemand konnte das besser beurteilen als der behandelnde Arzt — als ich. Ich habe mich wieder und wieder geweigert gegen sein verzweifelltes Jammern, ich habe ihn getröstet, ich habe ihn belogen. Dann wieder kamen jene Wendungen, die mich hoffen ließen auf das Wunder — denn was ist alle unsere Kunst, meine Herren Kollegen, ohne die Hoffnung auf das Wunder?“

Die Hoffnungen sind zerschanden geworden; das Stöhnen des Kranken hat fünf Tage und fünf Nächte in meinen Ohren gegellt. Fünf Tage und fünf Nächte! Da habe ich es nicht fertig gebracht, ihn länger leiden zu sehen. Hand aufs Herz, meine Herren Kollegen: wer von Ihnen hätte nicht genau so gehandelt wie ich? Wer von Ihnen wagt zu behaupten, daß er die unmenschliche Grausamkeit besitzt, in einem Falle wie diesem, der jedem von uns in der Praxis begegnet, von den Möglichkeiten, die ihm als Arzt zur Verfügung stehen, keinen Gebrauch zu machen? Wo ist der Mann, der dieses fertig brächte? Er trete vor, damit Sie ihn ausweisen aus Ihrem Stände, denn er wäre nicht würdig des Ehrentitels, ein Mensch und ein Arzt zu sein. Ein Arzt. Das heißt: ein Helfer, ein Rater, ein Erbarmer.“

Griggs wischte sich die Schweißtropfen von der Stirn; Murmeln ging durch den Raum, aber er vermochte nicht zu unterscheiden, ob es freundlich war, ob feindselig.

„Da habe ich es nicht mehr mit ansehen können. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, für die einzige armelige Wohltat, die ich dem Kranken, der sich mir anvertraut hatte, erweisen konnte. Wollen Sie mich im Ernst darum verdammten? Dann tun Sie es. Stoßen Sie mich aus aus Ihren Reihen — denn ich will Ihnen in diesem Augenblick erklären: ich würde genau wieder so handeln, wenn diese Situation zum zweiten Male eintreten sollte.“

Ich habe nichts mehr zu sagen. Es ist nichts an dieser Angelegenheit, das nach Winkelzügen wiefe, das zu einer Beschönigung oder einer Verdrehung Anlaß oder Möglichkeit gäbe. Die Tatsachen stehen nackt im Raum: ich habe ihn getötet.“

Die Jury zog sich zurück; Griggs blieb allein. Hart und feindselig füllte der lange, grünbehaarte Tisch die Länge des Raumes; kühl und ablehnend in seiner betonten Einfachheit. In zwei Reihen paradierten die Tintenfüßer, sämtlich auf den Millimeter gleichmäßig gefüllt. Vor jedem lag ein Federhalter mit peinlich sauberer Feder; alles trug den Stempel einer tödlichen Korrektheit.

Hier war keine Gnade zu erwarten, kein Verstehen, das über gedruckte Instruktionen hinausging.

Wie hart das Licht der Sonne auf den Deckeln der Tintenfüßer blitzte! Wie das Monotel eines Staatsanwalts, dachte Griggs bei sich.

Die Tür ging auf.

Merkwürdig: der Vorsitzende schien zu lächeln.

„Herr Doktor Griggs,“ sagte er, als sich das Füßescharren gelegt hatte, „die Ärztekammer ist Ihren Ausführungen gefolgt. Und sie hat Ihnen die günstige Mitteilung zu machen, daß sie sich Ihren Argumenten nicht verschlossen hat. Sie haben sich in einem Zwiespalt befunden zwischen den kalten Vorschriften eines starren Gesetzes und zwischen Ihrem Herzen, das Mitleid hatte, das mitschrie mit dem Leid der Kreatur. Und ich darf sagen: es macht Ihnen alle Ehre, daß Sie in diesem Konflikt dem Zuge des Herzens gefolgt sind. Sie mußten wissen, daß Sie durch diese Tat Ihre Karriere aus Spiel setzten, daß Ihre Existenz, Ihre berufliche und Ihre bürgerliche, mit dieser Spritze Morphium vernichtet sein konnte. Es war auch kein Preis, der Ihnen winkte, der etwa Ihrer zögernden Hand die Richtung gewiesen hätte; einzig und allein aus Menschenliebe haben Sie die Tat ausgeführt, die, ich wiederhole es Ihnen, dem Gefunden, der hoffnungsfreudig ins Leben blickte, weit größere Gefahr bedeutete als jenem Todtranken. Ich darf Ihnen sagen, daß meine Kollegen sich einstimmig zu Ihrer Auffassung bekennen, und wir freuen uns, Ihnen zu dieser Rehabilitierung gratulieren zu dürfen.“

Wie im Traum rauschten die Worte an Griggs' Ohr vorüber. Er sah die freundlichen Gesichter, die sich ihm zuwandten, er fühlte und erwiderte den Druck der Hände, er machte automatisch eine tiefe Verbeugung — Türen öffneten sich, der Hall seiner Schritte wanderte mit ihm über Steintreppen, und er trat ins Freie.

Unten wartete Develund.

„Freigesprochen?“

„Ja. Woher wissen Sie...?“

„Ich habe es die ganze Zeit gefühlt. Und ich muß Ihnen gestehen, ich hätte Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, wenn das Verdikt anders ausgefallen wäre. Ich glaube, ich wäre bis zum König gegangen.“

Griggs nahm den Arm des Freundes mit einer hilflosen Geste. War es die nervöse Anspannung dieser letzten Tage, die jetzt umschlug in einen Zusammenbruch der Kräfte? Schwer lag seine Hand in Develunds Arm.

„Wir wollen von angenehmeren Dingen sprechen“, sagte Develund. „Es ist kein Wunder, daß Sie erschöpft sind. — Haben Sie neue Botschaften?“

„Nein.“ Griggs strich sich mit einer müden Bewegung über die Stirn. „Die Antenne schweigt. Sagte ich Ihnen, daß ich beim Direktor der Sternwarte war?“

„Nein.“

„Er war zuerst skeptisch — dann allmählich fing er Feuer.“

„Und er glaubt in der Tat...“

„Er hält es zum mindesten für möglich, daß dieser Ruf von einem anderen Planeten kommt, und weiter, daß dieser Planet der Saturn sein könnte. Und sagen Sie selbst, Develund — ist ein ernsther Grund da, nein zu sagen? Man könnte einwenden: Was wissen wir vom Saturn? Wie kommen wir zu der Vermessenheit, denkende Wesen, Gehirne auf dem Saturn zu vermuten? Was berechtigt uns, eine Kultur auf anderen Sternen anzunehmen ähnlich der unseren? Mit anderen Worten: eine menschliche Kultur?“

Develund sah lächelnd dem Freund ins Gesicht. Der Eifer des Lieblingsthemas hatte ihn völlig zu dem alten, fanatischen Himmelstürmer gemacht.

„Sind nicht alle Planeten Kinder der gleichen Mutter, der Sonne? Zeigt uns nicht die Spektralanalyse, daß sie aus demselben Stoff bestehen, aus denen unsere Erde zusammengesetzt ist?“

„Ganz sicher.“

„Nun wohl. Da die Grundbedingungen die gleichen sind, so dürften auch die Erscheinungen, die sich auf diesen Grundbedingungen aufbauen, zum mindesten ähnliche sein. Die Verschiedenheit der Lebensbedingungen auf dem Mars und auf der Erde ist bestimmt nicht viel größer als der Unterschied zwischen den Lebensmöglichkeiten in Skandinavien und China. Die Annahme denkender Wesen auf anderen Planeten ist deshalb nicht nur wahrscheinlich — es wäre geradezu eine Vermessenheit, anzunehmen, daß nur der eine winzige Planet Erde denkende Wesen hervorgebracht hätte, das übrige Weltall aber gehirnos wäre. Nein, Develund, und wenn die ganze Wissenschaft zweifelt oder gar bestreitet: es gibt außerhalb der Erde Menschen oder doch menschenähnliche Geschöpfe; ihre Gedankengänge, die nichts sind als Vergeistigung des Stoffes, dem sie entstammen — ihre

Gehirne suchen uns im Weltenraum, wie wir sie suchen, die unsere Brüder sind. Sie haben es erreicht, was wir vergeblich angestrebt haben: sie haben die Brücke geschlagen durch den Äther hinüber zu uns, ihr Ruf ist durch die Tiefen des Alls gedrungen, uns zu grüßen.“

Develund schielte in eine Seitenstraße hinein. Griggs, dem dies auffiel, folgte seinem Blick. „Weinrestaurant Widel“ stand auf dem Dreieckschild. „Natürlich“, sagte er.

„Sie dürfen nicht lachen“, begann Griggs, als sie in dem leeren Hinterzimmer Platz genommen hatten; „ich bin drauß und dran, die Deutung der Botschaft zu finden.“

„Griggs!“

„Ja. Passen Sie auf. Sie kennen den Inhalt der Lichtdepesche, Sie haben die Kreise, die Sonnen, die Sterne gesehen, den Baum, die Wiese, das Meer, den feuerspeienden Berg.“

„Ich habe alles so genau gesehen, daß ich Ihnen die Reihenfolge der Bilder aufzählen könnte — dank Ihrem Projektionsapparat.“

„Was ist Ihnen daran aufgefallen?“

„Wenn ich offen sagen soll: alles.“

„So kommen wir nicht weiter. Mir hat sich die Primitivität der Bilder aufgedrängt, die Urformen: von denen der Absender vermuten konnte, daß sie auch dem Empfänger auf dem anderen Planeten geläufig sein würden. Und, um es gleich zu sagen: das hat mich an die Urfänge unserer Schrift erinnert.“

„Sie widersprechen sich, Griggs. Sie vermuten eine Kultur auf dem Saturn, die der unsern ungefähr gleich ist — vielleicht sogar voraus. Ja, ein solches Kulturniveau ist geradezu Voraussetzung — denn diese Saturnkultur hat doch einen ingeniosen Radiosender hervorgebracht, der es ermöglichte, seine Wellen zur Erde hinüberzuschicken. Das ist eine Tat, die der Erde bisher nicht gelungen ist. Wie stimmt eine solche Kulturhöhe überein mit so primitiven Schriftformen?“

Griggs füllte sein Glas. „Wenn der Saturn eine Kultur hat, wie ich sie einmal als gegeben annehmen will, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß sich diese Saturnkultur in ihrer Entwicklung erheblich von der Kultur unserer Erde entfernt hat. Ebenso wahrscheinlich aber ist, daß die Urformen, auf denen diese Kulturen gebieten sind, auf beiden Planeten gleich waren: der Saturnmensch hat deshalb, so vermute ich wenigstens, auf diese Urformen zurückgegriffen, um Begriffe zu zeigen, die dem Empfänger voraussichtlich bekannt waren. Um es nochmals zu sagen: das erinnert mich an die Urfänge unserer Schrift; und ich will Ihnen gestehen, daß ich vier Nächte lang über Quellenbüchern gebrütet habe. Ich habe die Schriften der Phönizier, der Hebräer, der Samaritaner durchstudiert, die älteren und die jüngeren Formen des Ostens und des Westens. Ich habe die Bilderschrift zerfasert, die vor Erfindung der Buchstabenschrift auf der ganzen Erde in Gebrauch war; wenn Sie mal in Schweden sind, vergessen Sie nicht, Bohuslän zu besuchen. Dort können Sie noch in den Steinen jene alten Schriften sehen. Dann habe ich mich über die Hieroglyphen hergemacht — und damit bin ich, glaube ich, der Lösung des Rätsels einen Schritt näher gekommen. Vielleicht wissen Sie es genauer als ich: die Hieroglyphen bestanden aus ungefähr dreitausend Bildern konkreter Gegenstände, aus denen sich Worte, Begriffe, Sätze und Gedankengänge zusammensetzen ließen. Ich könnte Sie mit den Einzelheiten, ich meine mit den einzelnen Etappen, meiner Forschungen beglücken; aber ich bin, offen gestanden, zu erschöpft, und ich denke, auch Sie interessiert mehr das Resultat als der Weg. Um es Ihnen aber gleich zu sagen: wenn nicht alles täuscht, bringt diese Botschaft Kunde von einer ungeheuren Umwälzung auf dem Saturn.“

„Einer Bodenkatastrophe?“

„Ich glaube, nein. Es ist mehr gefühlsmäßig, was ich jetzt sage: auch der Begriff der Gehirnwelle spielt irgendeine Rolle in jenem Ruf. Aber welche, das kann ich mir nicht recht erklären.“

„Sind das nun Phantastereien, Griggs?“

Der Arzt tat einen tiefen Zug aus seinem Rheinweinglas. „Es sind keine Phantastereien, Develund. Kennen Sie mich so wenig? Es ist ernste, skeptische, unvoreingenommene Forschung. Und ich will Ihnen gleich sagen: noch eine, noch zwei Nächte — und der Inhalt der Depesche liegt klar und offen vor mir.“

Eben erschien der Wirt. Er dienerte sich mit wichtiger Miene an Develund heran, den jeder Gasthausbesitzer in Kopenhagen zu kennen schien, und wies auf die Zeitung, die er in der Hand trug. „Merkwürdige Geschichten, Herr Develund“, sagte er kopfschüttelnd. „Haben Sie es schon gelesen? Gestern sind die Sträflinge in Neukaledonien ausgebrochen; sie haben sich zusammengerottet und sich zu Herren der Insel gemacht. Heute — hier können Sie es selbst lesen —, heute wird gemeldet, daß sich in der gleichen Stunde die Sträflinge von Cayenne empört haben: sie haben ihre Gefängnisse gesprengt und haben den Gouverneur getötet.“

Die beiden sahen sich an.

Es war kurz nach vier Uhr in dieser Nacht, als Develund aus dem Schlaf aufwachte. Er sah sich unschlüssig um. Was war doch geschehen?

Da klingelte das Telephon zum zweitenmal. Er sprang aus dem Bett. „Sind Sie es, Griggs?“ Die atemlose Stimme des andern kam in ruckweisen Worten aus dem Apparat. „Sind Sie munter, Develund?“

„Vollkommen.“

„Der Anruf ist gekommen.“

„Zu einer so ungewohnten Zeit?“

„Nein. Um drei, wie immer. Neue Zeichen, neue Bilder. Neue Kombinationen. Ich hatte mich präpariert. Morgen sollen Sie die Einzelheiten hören. Jetzt nur so viel: ich habe die Einzelheiten entziffert.“

„Mein Gott!“

„Der Saturn — das Bild des Saturn ist wieder als Schlusszeichen erschienen —, der Saturn teilt mir mit — ich fasse die Botschaft in unsere Alltagsprache, sie ist in Wirklichkeit viel länger und verschörkelter —, also hören Sie: auf dem Saturn ist eine Umwälzung im Gange: die Katastrophalste, die man sich auf einem Weltkörper denken kann. Die Verbrecher haben die Herrschaft an sich gerissen; sie haben das Verbrechen zum Staatsprinzip gesetzt. Die Bewegung wird auf unsern Stern übergreifen.“

„Und das haben Sie tatsächlich herausgelesen aus der Depesche?“

„Ja. Mit einer Mühe, von der ich Ihnen gar keine Beschreibung machen kann.“

„Ja — aber . . . zunächst: wieso wird die Bewegung auf die Erde übergreifen? Denn das ist das, was uns schließlich am meisten angeht.“

Lachen antwortete aus dem Apparat. „Sie scheinen sich ein Telefongespräch vorzustellen, Develund. Sie vergessen, daß die Unterhaltung einseitig ist: der Saturn telegraphiert mir, ich empfangen diese Botschaft — aber ich kann ihm nicht antworten.“

„Aber das alles ist doch undenkbar, was Sie da sagen: Herrschaft der Verbrecher! Das ist vollkommen irdisch gedacht.“

„Man merkt, daß Sie aus dem Schlaf kommen, Develund. Die Begriffe Gut und Böse sind ohne Frage so kosmisch wie Licht und Schatten. Alle bekannten Kulturen haben den Grundfalsch der Erde zum Staatsgedanken gemacht. Die Moral herrscht über das Verbrechen, das Ehrliche richtet über den Anehrlichen. Warum sollte nun die Entwicklung einer Kultur nicht auch einmal zum Gegenteil führen? Das ist eine Frage der Macht. Der Geschicklichkeit. Der Überzahl. Wissen wir denn, über welche Mittel die Verbrecher dort oben verfügen?“

„Also gut. Aber welche Möglichkeit sollte der Saturn haben, diesen neuen Staatsgedanken der Erde aufzuzwingen?“

„Sie vergessen die Radiogeheirnwelle.“

Einen Augenblick war Schweigen am Apparat. Dann plötzlich flüsterte Develund, nun seinerseits atemlos:

„Griggs!“

„Nun?“

„Die Zeitungen! Gestern die Empörung der Sträflinge von Neukaledonien; heute Revolution der Verbrecher in Cayenne . . . Ist es denn möglich, Griggs . . .?“

„Ja, Develund. Es ist möglich.“

Der Brief sah amtlich aus. Doktor Griggs nahm ihn mit jenem leisen Stirnrunzeln in Empfang, mit dem man über eine unabwendbare Unannehmlichkeit quittiert. Er schob ihn in die Tasche und ging hinüber zu den Kranken. Aber die ganze Zeit während seiner Handlungen mußte er an den Brief denken. Es war sicher, er bedeutete ein Stück Schicksal.

Gleichwohl kam er nicht dazu, ihn zu öffnen. Die Neuaufnahmen absorbierten ihn völlig; dann erschien Develund — mit Yrsa Appinall.

„Es ist nicht meine Schuld, daß wir Sie überfallen, Griggs. Frau Appinall . . .“

„Aber freilich haben Sie die Schuld!“ unterbrach ihn Yrsa. „Herr Develund hat mir von Ihrem Telefongespräch mit dem Saturn erzählt. Ich muß Ihnen sagen, Herr Doktor Griggs — mir sekte das Herz aus. Ganz im Ernst gesprochen: ich finde Sie einfach fabelhaft! Wenn man in zwei, drei Jahren von dem großen . . . von dem großen . . . Wie heißen Sie mit Vornamen?“

„Norman.“

„. . . von dem großen Norman Griggs sprechen wird, und man ist dabei und kann sagen: Ich habe ihn gekannt . . .“

„Wieso habe?“ erkundigte sich Develund.

„Verzeihung: ich kenne ihn — ich bin sozusagen dabei gewesen, als er den Saturn entdeckt hat. Und überhaupt: wissen Sie, was ich übrigens gern erfahren möchte? Wie Ihnen zumute gewesen ist, als Sie erkannten, daß Sie mit dem Saturn sprachen?“

Griggs machte eine stumme Handbewegung.

„Ah, ich verstehe. Sie wußten gar nicht, wie Ihnen zumute war, oder?“ — sie blickte ihm interessiert ins Gesicht —, „oder wollen Sie etwa nicht davon sprechen? Wollen Sie die Andacht Ihrer Zwiegespräche mit der Schöpfung nicht entweichen? Ich glaube, es ist so, Herr Doktor Griggs, gestehen Sie es offen.“

„Vielleicht“, sagte Griggs zögernd. „In allem ist ein bißchen Wahrheit.“

„Nun möchte ich aber wirklich einmal den Fernseher kennenlernen der Ihnen diese unerhörte Botschaft gebracht hat.“

Schon öffnete Griggs die Tür zum Arbeitszimmer. „Leider ist nicht viel zu sehen. Der Apparat schweigt hartnäckig, wenn Sie da sind. Der Saturnus scheint nicht nur gegen seine Kinder, er scheint auch gegen Damen unliebenswürdig zu sein.“

„Wenn die Männer geistreich werden, steckt immer eine Bosheit dahinter“, lachte Yrsa.

„Waren Sie schon bei den Zeitungen?“ fragte Develund.

„Um es Ihnen offen zu sagen: ich warte auf Ihre Vermittlung.“

„Richtig. Das hatte ich wahrhaftig vergessen. Wollen Sie mich entschuldigen, gnädige Frau? Ich möchte die Politiken antklingen.“

Die Tür schloß sich hinter Develund. Yrsa warf einen Blick auf den Fernseher und wandte den Kopf zu Griggs herum.

„Ist es dir wirklich ernst mit dieser Botschaft vom Saturn?“

Er sah sie erstaunt an: „Zweifeltst du daran?“

„Hast du noch immer nicht genug phantasiert? Du bist im Begriff, ein angesehener Arzt zu werden; ich hörte, daß deine Patienten an dir hängen. Deine Praxis scheint sich zu vergrößern, du bist drauf und dran, in gesicherte Verhältnisse zu gelangen. Ich weiß auch von dieser Geschichte mit Lumbye. Glaub mir, sie hat mich schlaflose Stunden gekostet. Man hat dich freigesprochen; das ist ein Gnadengeschenk, für das du Gott danken solltest. Und nun, da alles sich zum Guten gewendet hat — nun durchkreuzt du deine eigene Karriere mit solchen Spielereien? Bildest du dir ein, irgendein vernünftiger Mensch wird dir Gefolgschaft leisten?“

„Das werden wir sehen. Ich fahre jetzt zu den Zeitungen, um ihnen meine Gedankengänge darzulegen. Das Fundament meiner Kombinationen, das ganze Für und Wider. Denn du darfst nicht glauben, daß ich für das Wider blind bin. Du solltest mich besser kennen, Yrsa, um nicht zu wissen, daß ich es mir reichlich genug überlege, ehe ich mit einer Behauptung vor die Öffentlichkeit trete. Frage Develund — er glaubt an mich, er ist in allen Punkten meiner Meinung.“

„Weil er im Bann deiner Persönlichkeit steht. Wie alle, die dich oberflächlich kennen. Wie ich . . . das ist Gott sei Dank vorbei.“

„Du glaubst doch nicht im Ernst, daß Develund aus lauter Liebe zu mir Schwarz für Weiß hält?“

Sie zuckte die Achseln: „Du behauptest also allen Ernstes . . .“

„Ja, Yrsa. Und auch du wirst an mich glauben — mir fehlt nur noch die Anerkennung durch die Öffentlichkeit. Du betest den Erfolg an, wie sie alle es tun.“ Und lächelnd setzte er hinzu: „Ich nehme es dir schließlich nicht übel. — Darf ich dir etwas sagen?“

„Nun?“

„Ich wollte zu dir kommen; heute abend wollte ich kommen, um dich zu fragen, ob du zu mir zurückkehren willst.“

Man hörte die Schritte des Näherkommenden.

„Wann werden die Zeitungen über deine Entdeckung schreiben?“

„Sofort. Heute. Morgen.“

„Ich wünsche dir aufrichtig Erfolg.“

Develund trat herein, frisch und rosig, voll Optimismus.

„Sie sollen sofort kommen, Griggs. Das paßt famos. Unten steht mein Auto.“

* * *

Ein paar Redaktionen hatten die Griggssche Entdeckung kurzerhand abgelehnt: höflich und minder höflich. Zwei Redakteure hatten Griggs zum Sitzen aufgefordert, und es hatte sich eine Art Kreuzverhör entsponnen, das auf den toten Punkt führte; die Herren gaben selbst zu, daß ihnen die physikalische Vorbildung fehle, und sie handelten, wie es die Schläuen unter den Dummten tun: sie negierten. Das ersparte das Risiko einer Blamage und es gab außerdem das Relief aufgelärter Bildung.

Einige hatten die ganze Geschichte offensichtlich als Alk aufgefaßt. Da war es schade um jedes Wort.

Zwei Redaktionen machten eine Ausnahme: die Berlingske Tidende und die Aftenposten. Man hatte sich lange und eingehend mit Griggs über seine Entdeckung unterhalten. Der Redakteur der Berlingske Tidende hatte, überwältigt von Griggs' Feuer, seine Sekretärin gerufen — und Griggs selbst hatte den Artikel diktiert, der sofort in Druck gegeben wurde und heute abend schon erscheinen sollte.

Das war ein Erfolg, wie ihn sich Griggs nicht schöner wünschen konnte. Nun würde aller Zweifel verstummen. Nun mußte auch Yrsa . . .

Als er behaglich durch das dunkle Kopenhagen schlenderte, fiel ihm der Brief ein. Jetzt, da sein Herz leicht, seine Schritte elastisch und zuversichtlich waren, jetzt konnte ihm dieses amtliche Schreiben nichts mehr bedeuten.

Er blieb stehen und riß das Kuvert auf.

Es war eine Mitteilung des Nachlassgerichts. Er las sie, und die Buchstaben verwirrten sich vor seinen Augen — er mußte seine ganze Nervenkraft aufbieten, um ihren Sinn zu erfassen.

Severin Lumbye, sein verstorbener Patient, hatte ihn zum Universalerben eingesetzt. Die Erbschaft betrug zwei Millionen Kronen.

Die ersten Abendzeitungen wurden ausgerufen; weder die Aftenposten noch die Berlingske Tidende waren darunter. Er mußte, was ihn erwartete — aber aus dem Bewußtsein seiner sicheren Position heraus sah er den Dingen mit einem gewissen Humor ins Gesicht. Er kaufte die Politiken, den Dannebrog und die Nationaltidende.

Er las im Gehen, ruckweise; nur einzelne Satzfragmente, aus dem Gesamtkomplex herausgerissen, formten sich zu mutwilligen und frechen Angriffen. Er mußte lachen, während er dahinwandelte; das Bewußtsein des endgültigen Sieges ließ ihn den Hohn dieser Artikelschreiber als eine Belanglosigkeit empfinden, über die man getrost zur Tagesordnung übergehen konnte.

Ein Auto kam ihm entgegen; es stoppte. Er warf einen Blick hinein: im Fond saß Frja Aspinall; eben öffnete ihr Begleiter den Schlag, um auszusteigen.

Es war Develund.

Merkwürdig, er machte ein finsternes Gesicht. Auch er war der Suggestion des gedruckten Wortes unterlegen — er, der die Erfindung kannte, der ihren Wert so gut zu beurteilen wußte wie Griggs selber.

Frja sprach kein Wort.

Develund drückte dem Freunde die Hand; man glaubte das Mitleid eines Kondolierenden zu spüren.

„Haben Sie die Zeitungen gelesen?“ fragte Develund.

Griggs sah ihn an, und er sah hinüber zu Frja. Sie blickte mit einer Unbefangenheit an ihm vorüber, die zu übertrieben war, um echt zu sein.

Griggs hob das Bündel Zeitungen, das er in der Hand trug, statt aller Antwort in die Höhe. „Es fehlen noch zwei, lieber Develund: weder die Berlingske noch die Aftenposten sind bisher erschienen. Sobald Sie diese beiden gelesen haben, wollen wir uns wieder sprechen.“

Develund sah ihn fragend an.

„Ich kann Ihnen nämlich sagen“ — Griggs mußte lächeln über das verstörte Wesen des Freundes — „daß diese beiden Zeitungen einen völlig anderen Standpunkt einnehmen. Beide haben sich meinen Ausführungen nicht nur angeschlossen — die Berlingske Tidende wird, so viel kann ich Ihnen jetzt schon verraten, einen Originalartikel von mir bringen. — Und auch die Aftenposten hat mir einen Aufsatz zugesagt, der meine Entdeckung als die größte, die jemals auf der Erde gelungen ist, feiern wird. — Ich hatte übrigens noch nicht das Vergnügen, Frau Aspinall guten Tag zu sagen.“

Frja lächelte ihn an und reichte ihm die Hand. „Ich habe nicht viel von Ihrem Gespräch verstanden, Herr Doktor Griggs. Ich hörte nur, daß Sie zwei Zeitungen erwähnten. Sind es diese?“ Damit nahm sie aus einem Stolz, der ihr gegenüber auf dem Wagenpolster lag, die Berlingske Tidende und die Aftenposten heraus.

Griggs sah betroffen auf Develund; zögernd griff er nach den Zeitungen.

Develund nickte. „Sie sind erschienen. Ich möchte Sie bitten, sie jetzt nicht zu lesen.“

„Wir versäumen die Ouvertüre“, sagte Frja.

„Adieu, lieber Freund. Wir sprechen uns wohl telephonisch.“

Das Auto knatterte davon, in den silbrigen Abenddunst hinein. Die beiden wandten sich nicht zurück; in dem Maße, in dem sich die Konturen verkleinerten, schienen die Gestalten der zwei zusammenzurücken. Griggs sah ihnen nach, bis das Gefährt um die Ecke verschwunden war. Dann öffnete er gedankenvoll die Berlingske Tidende.

Sie brachte seinen Aufsatz — aber sie benutzte ihn lediglich als Auftakt für ihren eigenen Artikel, der sich unmittelbar daran schloß und der Herrn Doktor Griggs als einen Cagliostro des zwanzigsten Jahrhunderts bezeichnete.

Er schlug die Aftenposten auf. Sie trug die Überschrift: Interplanetarar Humbug“, und der Artikel klang in die Forderung aus, diesen Griggs an einem Ort zu internieren, an dem er keinen Schaden anrichten könne. „Wie wir erfahren, ist dieser Mann, man höre und staune, wohlbestallter Arzt. Kann man es im Ernst verantworten, einem solchen Narren hilflose Patienten auszuliefern?“

Griggs ließ das Blatt sinken. Die Straße war erfüllt vom Gewühl des frühen Abends. Verliebte schoben sich an ihm vorüber, eng aneinandergeschmiegt, selbst ihre Blicke waren ineinander versenkt. Jauchende Kinder trippelten, sorgsam geleitet von der Hand der Mutter, über den Fahrdamm, müde Pferde trabten vor geleerten Geschäftswagen stallwitternd heim.

Er hatte das Gefühl, daß alle diese Dinge ihn nicht betrafen, daß er keine Gemeinschaft mit den Menschen hatte, nicht mit ihren Freuden, nicht mit ihrem Leid. Er stand wie ein Fremder unter ihnen; seine Nerven, seine Organe reagierten auf Impulse, die niemand außer ihm vernahm; er war hörig fern und fremden Gewalten, Töne klangen ihm, wo allen andern Schweigen war. Er war völlig allein unter den Menschen, und es war recht und natürlich, daß sie ihn mieden. Er hielt es für GröÙe, für ein Ausgezeichnetsein unter den Tausenden. Jene nannten es Irrsinn. War es das eine, war es das andere? Vielleicht waren diese beiden Dinge im Grunde dasselbe.

Die Zeitung knüpfte an den Artikel eine Randbemerkung. Griggs las:

„Wie wir in letzter Minute erfahren, ist auch das rein berufliche Verhalten dieses Doktors Norman Griggs ein recht fragwürdiges. Aus der Stille seiner Krankenzimmer sichern Dinge an die Öffentlichkeit, die uns so unglaublich erscheinen, daß wir uns mit ihrer Andeutung begnügen müssen. Danach hätte Doktor Griggs die Macht, die dem Arzt über Leben und Tod gegeben ist, in einer Weise mißbraucht, die nicht nur den Psychiater, sondern vielleicht noch mehr den Strafrichter interessieren dürfte.“

Er war kaum zu Hause angelangt, als es dreimal klingelte. Das war Develunds Zeichen. Erstaunt öffnete er.

„Ich bin aus der Vorstellung weggegangen.“ Develund warf den Ueberzieher über einen Stuhl und ließ sich erregt nieder. „Es läßt mir keine Ruhe. Ich habe mir vorhin mit Absicht Zurückhaltung auferlegt; man soll vor Frauen nicht über die Angelegenheiten der Männer sprechen. Besonders nicht, wenn sie so neugierig sind wie Frau Frja — womit ich ihrem Scharm nicht zu nahe treten will. Haben Sie Aftenposten und Berlingske Tidende gelesen?“

„Ja.“

Develund stand plötzlich auf und ging aufgeregt hin und her.

„Haben Sie Vertrauen zu mir?“

„Das wissen Sie selbst am besten.“

„Es ist nicht Neugierde, weiß Gott, das ist es nicht. Es ist an sich mir sogar, ich möchte sagen, gleichgültig. Aber Sie wissen, ich zerbreche mir den Kopf über die Möglichkeit, Ihnen zu helfen. Das ist auch nicht das richtige Wort. Es handelt sich nicht darum, Ihnen zu helfen, sondern um der Wahrheit zu helfen, und daß es die Wahrheit ist, die Sie in Ihren begnadeten Händen halten, davon bin ich überzeugt. Also rund heraus: Griggs, was ist es mit diesen Andeutungen der Aftenposten?“

„Es handelt sich um Lumbye.“

Develund nickte. „Dachte ich mir's doch. Man hat davon gemunkelt. Ich glaube, Sie haben da irgendwo eine Feindin, eine Krankenschwester oder so was. Wahrscheinlich eine kleine verfloßene Liebchaft? Und diese rächt sich nun für die Abhelferung.“

„So ungefähr, Develund. Bloß mit der kleinen Einschränkung, daß niemals eine Liebchaft bestanden hat.“

„Na ja. Das sind schließlich Privatfachen. Die Ärztekammer hat Sie freigesprochen. Glänzend rehabilitiert hat sie Sie. Kommen Sie — kommen Sie nur, wir fahren zur Aftenposten und zwingen die Herren, in aller Form zu revozieren.“

Griggs machte eine unmutige Bewegung.

„Was haben Sie?“

„Es ist eine Wendung eingetreten. Heute. Eben.“

„Nun?“

„Ich erhalte die Mitteilung, daß Lumbye mich zum Universal-erben eingesetzt hat. Die Erbschaft beträgt zwei Millionen.“

Develund trat einen Schritt zurück. „Zum Universal-erben ... zwei Millionen ... war das der Ärztekammer bekannt?“

„Nein.“

„Griggs — Lumbyes Tod hat Sie zum Millionär gemacht?“

„Ja, Develund.“

Develund stand regungslos, den Kopf gesenkt, den Blick unbeweglich auf das Muster des Teppichs gerichtet. Obwohl keine seiner Mienen sich verzog, fühlte Griggs, wie in jenem der Argwohn aufstieg.

„Den Besuch bei der Aftenposten werden wir also ausgeben müssen.“ Develund machte eine Bewegung, als schöbe er ein Unsichtbares von sich fort. „Ich bin in einer ganz bestimmten Absicht gekommen“, sagte er, und seine Stimme klang tief und schwer.

„Ich habe mir die Dinge zurechtgelegt während der Ouvertüre. Wenn ich Musik höre, kreisen mir die Gedanken am leichtesten durch den Kopf. Also hören Sie, Griggs: noch ist nichts verloren. Eine Schlappe — nun ja. Je größer das ist, was einer der Welt zu sagen hat, desto größer werden die Hindernisse sein, die sich ihm entgegenstellen. Das liegt auf der Hand. Sie wollen die Welt aus den Angeln heben — da ist es kein Wunder, daß das Gewicht der Weltkugel Sie umwirft. Also hören Sie, Griggs: lassen Sie die Redakteure und die Zeitungen. Sprechen Sie direkt zum Publikum. Sie haben nun doch einmal diese unerhört suggestive Art. Wuchern Sie mit Ihrem Pfund. Es ist Ihnen nicht verliesen, damit Sie es unbenutzt lassen; es gehört zu Ihnen, es ist ein begleitender Bestandteil Ihrer Mission, Griggs, verstehen Sie mich? Wehren Sie sich, begeistern Sie die Menge. Wenn Sie es wollen und wenn Sie Ihre Nervenkraft konzentrieren auf den einen großen Schlag, so können Sie in einer einzigen wohlausgenutzten Stunde die Menschheit zu Ihrer Lehre bekehren. Zu sich bekehren. Ich habe Verbindungen. Ich werde dafür sorgen, daß ein überfülltes Haus Sie erwartet. Die Menge ist wundergläubig. Wunderfüchtig! Und Sie sind der Mann, Griggs, ihr das Wunder zu künden!“

Griggs streckte dem Freunde die Hand hin. „Ich danke Ihnen, Develund. Ja: ich werde reden.“

„Gut, Griggs. Ich werde alles arrangieren. Und nun leben Sie wohl.“ (Fortsetzung folgt).

Ausstellungen zur rheinischen Jahrtausendfeier

Von Otto Reich-Balgeim

Aachen. „Zu Aachen in seiner Kaiserpracht im altertümlichen Saale“ – in demselben Saale, in dem König Rudolfs „heilige Nacht“ beim festlichen Krönungsmahle saß und sich von den sieben Kurfürsten des alten Reiches bedienen ließ, wie seine Vorgänger und Nachfolger auf dem deutschen Königsthron vom 14. bis 16. Jahrhundert es nach altem Herkommen taten, – in demselben Saale, in dem die „Befreier“ des Rheinlandes, die Separatisten, die Spuren ihrer Kultur in Form von Gewehrsküffen in den Fresten Kethels hinterließen, – in diesem Saale des ehrwürdigen alten Rathauses nahe dem Münster Karls des Großen hat die Aachener Jahrtausendausstellung in einer würdigen und eindrucksvollen Darstellung die Bedeutung Aachens in der Geschichte des Deutschen Reiches und insbesondere seine hervorragende Bedeutung bei der Krönung des Reichsoberhauptes beurkundet. Es ist ein erhebender Eindruck, den der Besucher dieser Ausstellung von der Herrlichkeit des alten deutschen Reiches erhält. Wenn auch die heutige Stadt Aachen in ihrem Äußeren sehr wenig Stimmung vermittelt, sondern recht nüchtern und nicht sehr erfreulich wirkt, so hat sie doch zwei Stätten, die an das Herz jedes Deutschen greifen, der mit Liebe an sein Vaterland und an seine große Geschichte zurückdenkt. Das ist einmal das Münster, dessen Kern die Pfalzkapelle Karls des Großen bildet, wo im Hochchor noch der Marmorthron steht, auf dem Karl dem Gottesdienst beizuwohnt, das in seiner Schatzkammer den größten, bedeutendsten und wertvollsten Kirchenschatz beherbergt, der nördlich der Alpen zu finden ist. Der Besuch der Pfalzkapelle und der Schatzkammer, die u. a. den herrlichen Karlsstuhl, das Hifthorn des Kaisers und viele andere wundervolle Werke mittelalterlicher kirchlicher Kunst aufbewahrt, läßt uns den Geist des großen Frankenkönigs und römischen Kaisers heute noch verspüren und bereitet damit so recht auf die Krönungsausstellung im Rathaus, der zweiten Stätte stolzer Erinnerungen, vor. Dort erblickt man alles, was mit dem alten Kaisertum und mit der Kaiserkrönung zusammenhängt, u. a. auch Nachbildungen der in der Wiener Hofburg aufbewahrten Insignien*, man sieht die wundervollen Reliquienbehälter und Reliquiare, Krönungsgewänder und sonstige Kleinodien. Kaiserbilder und Skulpturen, Abgüsse von Grabplatten, Gemälde und graphische Blätter sowie Porträtsiegel, Urkunden und Literalien geben ein vollständiges Bild des Krönungsvorganges wieder. Auch die Einzüge der Kaiser in Aachen sind dargestellt, der Krönungszug, das Krönungsmahl, die Huldigungen. Dann sind prachtvolle Erzeugnisse der Aachener Goldschmiedekunst zu sehen, sowohl der alten wie auch der heutigen. In der Architektur-Abteilung findet man in einem guten Modell die Karolingische Pfalz dargestellt, an deren Stelle sich das Rathaus erhebt, in seinen Mauern nach Reste der alten Burg Karls bergend, sowie sonstige hervorragende Gebäude Aachens. Auch Aachen als Wallfahrtsort und die Aachener Heiligtumsfahrten sind nicht vergessen, ebenso wie das Baderleben und die Friedenkongresse, die in Aachen stattgefunden haben. Daß Aachen ein uraltes Bad ist, lehren uns die im Modell vorgeführten Reste der römischen Badeanlagen. Alles in allem: eine würdige, sehenswerte und lehrreiche Ausstellung, deren Veranfaller und Leiter, Archidirektor Dr. A. Huyskens, stolz auf sein Werk sein darf. *

Köln. Wenn in Aachen die alte Kaiserzeit den hauptsächlichsten Gegenstand der Ausstellung bildet, so befaßt sich die Kölner Jahrtausendausstellung näher mit dem eigentlichen Gegenstand der Jahrtausendfeier der Rheinlande, mit der ganzen Zeit, die von 925 bis 1925 verfloßen ist und die in jeder Hinsicht reiflos zur Darstellung kommt. Die Ausstellung ist im Erdgeschoß in 52 Sälen und im Obergeschoß in 91 Räumen untergebracht. Sie zerfällt in zwei Hauptabteilungen: in die geschichtliche, politische und künstlerische und in die kommunal-politische, wirtschaftliche und soziale. Von der Darstellung des Rheinischen Landes in wundervollen plastischen Kartenbildern und Modellen, von den geologischen und geographischen Tatsachen ausgehend, führt sie uns zunächst in die Geschichte der vergangenen rheinischen Staatengebilde ein, wo wir im „Saal der Landesherren“ den Auftakt für die historisch-politische Abteilung finden. Prächtige Originalgemälde und Skulpturen sowie Gipsabgüsse von Grabdenkmälern lassen uns die einzelnen mehr oder weniger bedeutenden verdienten Fürsten kennen lernen, so vor allen Dingen die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln. Der große Düsseldorfer Kurfürst Johann Wilhelm und seine Gattin aus dem Hause Medici sind durch die im Besitz der Düsseldorfer Akademie befindlichen wundervollen Marmorbüsten des Gabriel Grupello sowie durch Gemälde vertreten. Weitere Ausstellungsgegenstände führen die Residenzen der Landesherren vor, die Krönungskronungen am Rhein und die Krönungsinsignien. Burgen und Schlösser des Adels,

Garten- und Parkanlagen im Rheinland vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert folgen. Dann wird die kulturschöpferische Macht der Kirche in zahlreichen Kunstwerken von unerhörten ideellen und materiellen Werten in künstlerischer Weise beleuchtet. Mit innerster Bewegung nur kann man diese ungeheure Fülle von goldenen und silbernen Kirchenschätzen, von herrlichen Schreinen, Reliquienbehältern, Gewändern, Altären und Gemälden sehen. Der Anblick des in einem besonderen, tempelartigen, mit echten Sobelins geschmückten Aufbau gezeigten Drei-Königen-Schreines aus dem Dom ist ein Erlebnis. Fast noch mehr packt uns das Dombild Stephan Lochners, das in seinem leuchtenden Gold zu uns herabglänzt, aus dem uns das liebliche Antlitz der Gottesmutter entgegenlacht. Auch die berühmtesten Dome am Rhein sind in guten Modellen vertreten. Weiter sieht man Häuser und Wohnungseinrichtungen aus vergangenen Zeiten; Stücke befinden sich darunter, die von allerhöchster Schönheit und größtem Werte sind. Die rheinischen Städte sind durch großartige Vorführungen vertreten, wie auch das rheinische Volksleben und die Volkskunst ihre Darstellung finden.

Die kommunal-politische und wirtschaftlich-soziale Abteilung befassen sich hauptsächlich mit der neueren Zeit. Wir finden hier Köln, Düsseldorf, Mannheim, Mainz, Krefeld, Duisburg, München-Gladbach, Mülheim (Ruhr), Elberfeld, Barmen, Essen und die Kommunalverbände des Ruhrgebietes in wertvollen Vorführungen dargestellt. Außerst eindrucksvoll sind auch die Ausstellungen aus der Industrie. Das preussische Oberbergamt zu Bonn bildet die Vorstufe zu dem Raum „Steinkohle“, in dem hauptsächlich das Ruhrgebiet vertreten ist. Als Bearbeiter der Gruppe „Steinkohle“ ist für das Ruhrgebiet der Bergbauische Verein in Essen und in dessen Auftrag Bergassessor Dr. von und zu Löwenstein tätig gewesen. Auch das Saargebiet wird behandelt, ebenso der Aachener Bezirk und der linksseitige Rhein. Die Braunkohle ist in gemeinverständlicher Form berücksichtigt. Ein großer Raum ist der Eisenindustrie gewidmet und den Firmen, welche sie hauptsächlich vertreten. So finden wir die Firma Röschling an der Saar, die Gutehoffnungshütte, Fried. Krupp A.-G., Phönix-Düsseldorf. Einen besonderen Raum nimmt auch die Firma Hugo Stinnes ein; unter den Ausstellungsgegenständen befinden sich drei sehr beachtende und unauffällige, die doch von größtem Interesse sind und auf die viel umstrittene Persönlichkeit des leider so früh verstorbenen großen Kaufmannes ein eigenes und wundervolles Licht werfen. Es sind drei Briefe von seiner Hand. In dem einen lehnt er den ihm angebotenen Titel eines Kommerzienrates mit der Begründung ab, daß er nichts anderes sein wolle als Kaufmann, der der Allgemeinheit dient. Er würde sich in seiner Tätigkeit beschränkt fühlen, wenn er mit einem solchen Titel belastet würde und er halte es als für nicht im Einklang stehend mit seinem Berufe, nach Ehren und Titeln zu streben. In dem zweiten Brief verteidigt er sich gegen einen Vorwurf, der ihm von befreundeter Seite wegen Benennung eines seiner Dampfer nach dem Gewerkschaftsführer Karl Legien gemacht wurde. Er schreibt, ebenso wenig wie er sich das Recht nehmen lasse, nach seiner Überzeugung seine Dampfer Hindenburg und Lubendorff zu nennen, ebenso wenig lasse er sich beeinflussen, wenn er einen Dampfer nach einem Manne benennen wolle, der zwar politisch durch eine Kluft von ihm getrennt sei, den er aber als Menschen, der seiner Überzeugung gelebt habe und mit dem er in den schwersten Tagen des deutschen Volkes zusammen gearbeitet habe, habe schätzen lernen – wenn er einen seiner Dampfer Karl Legien nennen wolle, so tue er das mit vollem Recht, um einen Mann zu ehren, den er dieser Ehre für würdig halte. In dem dritten Briefe legt er seine sozialen Gedanken nieder. So sind diese drei einfachen papierernen Ausstellungsgegenstände von wirklicher Bedeutung und stellen eine würdige Ehrung des großen deutschen Mannes dar, den wir leider so früh verloren haben. – Weiter werden in dieser wirtschaftspolitischen Abteilung der Ausstellung die Chemische Industrie, die Sprengstoff-, die Zement-, die Glas-, die Edelfeinst-, die Textil-, die Papier-, Zucker- und Schokoladen-Industrie, der Handel, die Banken, die Eisenbahn, Post, Strombau und Schifffahrt sowie das Zeitungswesen geschildert, und schließlich auch die gemeinnützigen Verbände, Gewerkschaften und das Handwerk.

Man sollte diese wundervoll klar aufgebaute Ausstellung in einem großen Druckwerke festhalten, das alle wertvollen Gegenstände, die wohl nie mehr wieder in diesen Vollzähligkeiten zusammengebracht werden, in Wort und Bild der Nachwelt erhielte, ein „Monumentum rhenanum“ späteren Geschlechtern zu Ruh und Frommen.

Was sagt uns diese gewaltige Schau? Sie sagt uns, daß alles Erdische vergänglich ist, alles dem Wechsel unterworfen. Versunken ist die alte Kaiserherrlichkeit, verklungen die Romantik, das nüchterne, nackte Leben hat Besitz von uns ergriffen. Das Schicksal des Rhein-

* Balg: die guten Abbildungen nach den Originalen in „Das Werk“, Jahrg. III, Heft 12. S. 380.

landes liegt vor uns ausgebreitet von den frühesten Tagen bis zu den unferen. Das Schicksal eines Landes, das von allen begehrt, immer wieder zerstückt, oft fast vernichtet wurde, das Schicksal eines Landes und Volkes, das immer wieder sich emporraffte, immer wieder zu gewaltigen Taten schritt, sei es, daß es Dome baute oder daß es wie heute die Schätze seines Bodens heraufholt in schwerer Arbeit, das immer wieder kämpft und mit Erfolg kämpft, um den ihm gebührenden Platz zu behalten. Diese Schau zeigt uns, wie gewaltig der Einfluß des Rheinlandes auf die ganze deutsche Geschichte, Kultur und Wirtschaft stets war und immer bleiben wird. Sie läßt uns erkennen, daß der Rhein Deutschlands Strom ist und daß er deutsch sein und bleiben muß weitere Jahrtausende. Nicht nur jeder Rheinländer, jeder Deutsche sollte diese gewaltige historische, künstlerische und wirtschaftliche Darbietung besuchen und aus diesem Besuch das Bewußtsein mit nach Hause nehmen, daß der Rhein dem deutschen Volke gehört, seine geistige und materielle Lebensader und der Grundstein ist, auf dem deutsches Leben und Arbeiten sich aufgebaut haben und sich immer aufbauen werden.

*

Düsseldorf hat seiner großen Überlieferung gemäß, nämlich eine Kunststadt zu sein, eine Jubiläums-Kunstausstellung veranstaltet, die sich unbedeutlich neben den übrigen großen rheinischen Veranstaltungen anlässlich der Jahrtausendfeier sehen lassen kann. Außer dieser Kunstausstellung hat eine Deutsche Jagd- und Fischerei-Ausstellung ihre Pforten eröffnet; die Gesamtveranstaltung nennt sich „Jubiläums-Ausstellungen in Düsseldorf 1925“.

Die Kunstausstellung gliedert sich in zwei Teile: in einen rückblickenden, historischen, der Tradition gewidmeten, der die letzten 100 Jahre rheinischer Malerei zur Darstellung bringt, und einen, welcher der gegenwärtigen Düsseldorfer und deutschen Kunst, dem Zukunftswillen dienen soll. Ein Gang durch diese beiden Ausstellungen ist ungemein lehrreich und bietet die Möglichkeit zu Vergleichen zwischen Altem, Neuem und Neuem, wie sie nicht oft geboten wurde. Untergebracht ist die Ausstellung in dem völlig neu hergerichteten Kunstpalast am Rhein.

Die historische Abteilung, welche Werke von etwa 1900 bis zu dem jüngst verstorbenen Eduard von Gebhardt zeigt, ist von dem Düsseldorfer Galeriedirektor Prof. Dr. Roetschau zusammengebracht worden, der sich damit ein unbestritten großes Verdienst erworben hat. Der Schwerpunkt der Leistungen der Malerei in den letzten hundert Jahren liegt, wie die Ausstellung ergibt, in der Bildnis-, der Landschafts- und Stilleben-Malerei. Das sogenannte Genrebild, das Düsseldorf lange Zeit in einen üblen Ruf gebracht hat, ist verhältnismäßig wenig vertreten, ebenso die Historienmalerei. Überhaupt beweist diese Ausstellung, wie unverdient die üblen Nachreden waren, die jahrzehntelang den Düsseldorfern in der Kunstgeschichte und Kritik angehängt wurden – es war Mode, es galt als ein Beweis von Kunstverständnis und Nicht-Rückständigkeit, die Düsseldorfer Kunst recht feste herunterzusehen. Diese Ausstellung aber zeigt mit durchschlagender Kraft und nicht wegzuleugnender Deutlichkeit, welche wertvollen, die ganze deutsche Kunst befruchtenden Einflüsse von Düsseldorf ausgegangen sind, welche großen bleibenden Werte die Schirmer, Lessing, Achenbach und viele andere geschaffen haben.

Aber nicht in Düsseldorf allein wurde rheinische Kunst geschaffen; im ganzen Rheinland lebten Künstler, oftmals still, zurückgezogen und fast unbekannt, die bedeutende Kunstwerke schufen, so Bedentamp, Ramboix, Niederée, Andreae und manche andere, die sich vielfach vom Ausland, namentlich von Frankreich und England, in ihrem Schaffen beeinflussen ließen. So gibt diese Ausstellung in 20 Sälen in historisch wohlbegründeter Urteilskraft und einer wertvollen, mit sicherem Gefühl getroffenen Auswahl ein umfassendes und äußerst belehrendes Bild des rheinischen Kunstschaffens in den letzten 100 Jahren.

Die zweite Abteilung, welche der Leitung des neuen Düsseldorfer Akademiedirektors Dr. Raesch unterstand, schildert die gegenwärtige deutsche Kunst und bietet als Hauptstück eine Schau der Düsseldorfer Malerei unserer Tage. Es ist in ihr eine sehr erwünschte Vergleichsmöglichkeit geboten, und es darf gesagt werden, daß Düsseldorf seinen Platz in der heutigen deutschen Kunst gut behauptet. Es darf weiter festgestellt werden, daß die Stürmer und Dränger der letzten Jahre, die oft genug die Gebuld des Kunstfreundes bis zur äußersten Grenze in Anspruch nahmen, sich auf dieser Ausstellung doch wesentlich zäher gebärden als bisher. Ob sie es aus allmählich erwachender Erkenntnis tun, auf falschem Wege gewesen zu sein, oder ob sie einem Zwange folgen, der das Ergebnis der schroffen Ablehnung ist, die sie allenthalben erfahren, das mag dahingestellt bleiben. Daß es noch genug Künstler gibt, die nach Sensationen und Effekten haschen, beweist manche der ausgestellten Malereien – es sei denn, daß ihre Verfasser die schweren Leiden und Erschütterungen, die unser Volk im letzten Jahrzehnt heimgeführt und in schwere Krankheitsrisen gebracht haben, nicht überwinden können, mit einem Wort, daß sie krank sind.

Von den heutigen Malern, die Düsseldorf mit dem Gefühl der Beruhigung und zum Teil des Stolz die Seinen nennt, finden wir in der Ausstellung wertvollen Werken vertreten: Clarenbach, Schmurr, Bertrand, Böttger, Schreuer, Reussing, te Peerdt, Claus-Meyer, Gauer, Delaforgue, Gekner, von Perfall, Brandenburg, Gobiet, Weiner, Burmann, von Waetjen und andere. Es ist eine wohlthuende Freude, diese noch dem Wahren, Guten und Schönen dienende Kunst genießen zu dürfen.

Von den Jungen, die zum Teil noch vor kurzem so stürmisch taten, muß wohl an erster Stelle Otto Dix genannt werden, wobei jedoch nicht verholten werden kann, daß seine Karikatur des Dichters Herbert Eulenberg ein geschmackloses, ja abstoßendes Nachwerk ist. Kaufmann hat mit seinem Bild „Zeitgenossen“, das zweifellos große Qualitäten hat, allgemeine Aufmerksamkeit gefunden, wobei es interessant zu bemerken ist, daß diese neuesten Maler auch wirklich deutlich erkennbare Menschen malen können, wenn sie wollen, und nicht nur Karikaturen oder Bilderrätsel. Aber es ist doch ein recht billiges Vergnügen, alle diese Leute nach Art alter Familienphoto-Gruppen aufzubauen, nebeneinanderzustellen und sie einfach „abzumalen“. Wollheim, der Führer des Jungen Rheinlands, ist mit einem bemerkenswerten „Abendmahl“ vertreten.

Daß Corinth, Slevogt, Kozofschka einige Werte ausstellen, ist dankenswert. Sie bieten damit Anlaß zu Vergleichen mit den Arbeiten ihrer begeisterten Anhänger am Rhein. Liebermann ist mit einem etwas nachlässig gemalten Damenbildnis vertreten; man studiere ihn in der augenblicklichen Liebermann-Ausstellung im Kunstverein, wo er in seinem gewaltigen Lebenswerk vor uns tritt. Warum die Bilder eines E. L. Kirchner einen Saal für sich beanspruchen durften, ist schlechterdings unverständlich; noch unverständlicher ist, wie eine rohe Holzplastik von ihm, „Die Freunde“, ernst genommen und in einer anmaßenden Form zur Ausstellung gebracht werden konnte. Diese Plastik (vergrößerte erzgebirgische Kirmesfiguren oder modisch-angezogene Götzenbilder von den Südeinseln?) und noch einige andere von Gies, deren Zweck und Sinn niemand zu ergründen versteht, lassen so recht die schwere psychische Krankhaftigkeit unserer Zeit erkennen.

Die Bildhauerkunst ist nicht reichlich, aber gut vertreten, von einigen Schauerstücken der Neuesten abgesehen. Zu nennen sind: Krübel, Goebel, Bauer, Heinz Müller, Ballenberg – alle Düsseldorfer – und René Sintenis, Berlin. Daß es Bildhauer gibt, die „Kunstwerke“ zu schaffen glauben, wenn sie z. B. Ragen zu chinesischen Drachen oder sonst etwas undefinierbarem verzerren, lehren uns einige Figuren von Schreiner.

Die Ausstellung in ihrer Gesamtheit, also die historische und die der gegenwärtigen Kunst gewidmete, ist eine bedeutende Tat und wohl wert, eingehend studiert zu sein.

Nahe der Kunstausstellung, und zwar in den neuen Messehallen, hat die Deutsche Jagd- und Fischerei-Ausstellung Platz gefunden. Man darf ohne weiteres behaupten, daß eine solche Schau in so großem Umfange, mit so großem Fleiß zusammengebracht, so lehrreich und so lebendig über das Thema „Jagd und Fischerei“ in Deutschland jedenfalls noch nicht gezeigt wurde. Abgesehen von den massenhaften Jagdtrophäen, erregt großes Interesse die riesenhafte Sammlung ausgestopfter Tiere, unter denen sich wundervolle Exemplare von Elchen, Hirschen und exotischen Tieren, Löwen, Giraffen, Affen usw. befinden. Auch der historische Teil der Ausstellung ist sehr hübsch und mit großem Geschick zusammengestellt. Die deutschen Raubvögel sind in einer ausgesuchten Sammlung vertreten, auch ist der neuerdings wieder mehr auslebenden Falknerei eine eigene Abteilung gewidmet. Die gesamte deutsche Vogelwelt ist vertreten durch die berühmte Sammlung des Klosters Steyl, die wohl zum ersten Male auf einer Ausstellung gezeigt wird. Beutestücke aus unseren früheren Kolonien erinnern uns an diese und an ihren schmerzlichen Verlust. Die Wände sind außerdem mit zahlreichen wertvollen Jagdbildern, Gemälden erster Jagdmaler, geschmückt. Auch die Jagdliteratur ist vertreten. – Noch interessanter und lehrreicher für die Mehrzahl der Besucher ist die Fischerei-Ausstellung; sie können sich nicht trennen von dem Anblick der lebenden Fische und seltenen Lebewesen aus allen Meeren, die in Hunderten von Aquarien untergebracht sind. Es wäre nur zu wünschen, daß diese einzigartige Sammlung, wenigstens in ihrem Kern, Düsseldorf erhalten und dem zoologischen Garten angegliedert würde. Ein Teil der Fischerei-Ausstellung ist natürlich auch dem Fischereisport, dem Fischfang, der Fisch-Industrie und dem Fischhandel gewidmet. Hier sind große Modelle von Fischereifahrzeugen, Netzen usw. zu sehen, von alten Schiffen, von Räucheranlagen in Altona und Seestemünde. In Terrarien, Wasserbassins und ähnlichen Einrichtungen sieht man lebende Schlangen, Schildkröten, ja sogar einen lebenden Seehund und lebende Wasservögel. Die Möglichkeit, das ganze Gebiet des Fischereiwesens gründlich zu studieren, bieten zahlreiche Präparate und wissenschaftliche Vorführungen. Der Ruf der Ausstellung hat sich so schnell verbreitet, daß während der Pfingsttage nicht weniger als neuntausend Personen sie besuchten, und all diese Besucher

hatten nur eine Stimme des Lobes für diese ganz vorzügliche Schau, die sechs Wochen geöffnet sein wird. Möchten recht viele sie besuchen, sie werden Genuß davon haben.

Düsseldorf kann mit seinen Ausstellungs-Unternehmungen im Jubiläumsjahr zufrieden sein und all denen, die daran mitgearbeitet haben, von Herzen danken.

*

„Werden und Wirken“, ein Festspiel zur Feier der tausendjährigen Zugehörigkeit der Rheinlande zum Deutschen Reich. — Nachdem die Jahrtausendfeier des Rheinlandes am Vormittag des 18. Juni in einem wirklich weihervollen und erhebenden Festakte in der Tonhalle zu Düsseldorf in Gegenwart des Reichskanzlers, zahlreicher Minister, Behörden, Parlamentarier und geladener Gäste offiziell eröffnet war, sammelten sich am Nachmittag gegen 1500 Geladene im Künstlerhaus Malkasten, um dort einem Festspiel, das die Düsseldorfer Künstlergesellschaft veranstaltete, beizuwohnen. Ein prächtiges riesiges Fest, das im Innern die Farben Preußens und des

Rheinlandes aufwies, war für dieses Spiel errichtet, während draußen im Garten zahlreiche andere Baulichkeiten — wie Wirtschaftszone, Schießstände, Tanzdielen u. a. m. — als Stätten rheinischer Fröhlichkeit dienten. Das Festspiel, in dem der Verfasser die Entwicklung rheinischer Kultur, rheinischen Fühlens, Denkens und Handelns schildern wollte — leider „wollte“ er es nur, erreicht hat er sein hochgestecktes Ziel nicht —, gab den Künstlern reichlich Gelegenheit, bunte Bilder mit zahlreichen Teilnehmern vorzuführen. Urzeit-Menschen, Germanen und Römer, Ritter und Bürger, Mönche und Zigeuner zogen in immer wechselnden, oftmals außerordentlich lebendigen Gruppen und Zügen über die malerisch ausgestattete Bühne. Schade, es war ein Spiel, aber nicht das Festspiel, das der gewaltigen Geschichte, der nationalen Bedeutung des Rheinlandes in begeisternden Worten, mitreißendem Schwung hätte gerecht werden müssen. Dazu hätte ein Rudolf Herzog oder sonst ein wirklich großer rheinischer Dichter, ein großer Meister aus der Tiefe seines Herzens, von der Höhe seiner Kunst uns das Beste geben müssen. th.

Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr

(Kurze Rückschau)

Düsseldorf. (Oper und Konzerte.) Aus Anlaß der nahenden Jahrtausendfeier sind die Säle der Tonhalle einer gründlichen Wiederherstellung unterzogen worden. Besonders der Kaisersaal bietet jetzt ein festlich-schmuckes Bild. Doch hat man durch einige Änderungen gefährliche Überasthetik herausbeschworen. Ein volkstümliches Festkonzert zur Einweihung enttäuschte leider durch ein recht wahllos zusammengestelltes Programm. In den Konzerten, die dem zeitgenössischen Schaffen vorbehalten sind, fesselten am meisten die überaus stark persönlich empfundene Musik für sieben Saiteninstrumente des im Weltkrieg gefallenen Rudi Stephan, die feinsinnige Infantin-Suite von Franz Schreker (dessen Opern bei uns immer nur versprochen werden), das trotz aller Kühnheiten knapp und sicher gestaffelte Cellokonzert von Paul Hindemith, dem der Bruder des Komponisten ein ausgezeichnete Anwalt war, und das kede Violinkonzert von Ernst Krenek (mit der jugendlichen, hervorragenden Alma Moodie). In Werken weniger revolutionären Gepräges waren besonders die Handel-Variationen von Georg Schumann und die „Don Juan“-Variationen von Walter Braunsfels beachtlich. Einen Festtag ganz besonderer Art bereitete das Berliner Philharmonische Orchester unter der Leitung des wahrhaften Meisterdirigenten Wilhelm Furtwängler. Von den schönen Gaben, die geboten wurden, wird vor allem die herrliche Wiedergabe einer Sinfonie von Haydn zu den unergreiflich frischen Eindrücken gehören. Ein beseligend herrliches Musizieren! — Die Volkshochschule unternahm einen ersten Versuch, musikalische Darbietungen durch Dichtungen zu ergänzen. Der erste Abend galt Bachschen Werken, die naturgemäß viel stärker berührten als das gesprochene Wort. Ein Vortrag über die Tonika-Do-Lehre zeigte einen ausgezeichneten Weg, die Jugend zu tatkräftigem musikalischen Verständnis zu erziehen. Trotz aller gegnerischer Stimmen ist hiervon ein wohlthätiger Aufstieg auf diesem wichtigen Bildungszweig zu erwarten.

Offenbachs unverwundliche „Schöne Helena“ sichert sich in wichtiger Aufmachung zu den alten Freunden wieder große Scharen neuer. Ein köstliches Meisterstück lernte man in Puccinis musikalischer Gaunerkomödie „Gianni Schicchi“ kennen. Hier entpuppt sich der Bühnenbeherrscher unter den Jungitalianern von einer kaum geahnten Seite. Die selbsthafte musikalische Geschlossenheit, der sprudelnde kede Humor versehen selbst den verwöhntesten Hörer in genugsamste Stimmung. Unter den Mitwirkenden schoß Walter Ries in der Titelrolle den Vogel ab.

C. H.

Mülheimer Musikleben. Während der Monat April noch einige kleinere Konzerte brachte, schläft das Mülheimer Musikleben wohl infolge des fehlenden Saalbaues vollständig ein. Der „Frohsinn“, Mülheims bester Gesangsverein, der einen wichtigen Faktor im Mülheimer Musikleben darstellt, gab am 6. April einen Konzertabend, der der Pflege des Volksliedes galt, wobei man diesmal auch moderner Chormusik die Tore geöffnet hatte. Der Mülheimer Kirchenchor, unterstützt von der Madrigalvereinigung und von Mitgliedern des „Frohsinn“, sang unter Georg Zindars bewährter Leitung am Karfreitag das deutsche Requiem von Brahms, wobei man den Bassisten der Berliner Staatsoper, Ernst Osterkamp, und Emmy Pott aus Köln als Solisten gewonnen hatte. Auch die Don-Kosaken gaben zweimal einen stark besuchten Chorgesangsabend und erregten durch ihre religiöse Musik sowie durch ihren fein modulierten Gesang russischer Balladen, Soldaten- und Volkslieder uneingeschränkte Begeisterung. Gertrud Spoerl aus Düsseldorf gab einen Liederabend, der namentlich Hugo Wolf und Brahms geweiht war und der ihre gut geschulte Stimme und ihre feine Vortragskunst zur Geltung brachte.

Dreistädte-theater Oberhausen-Hamborn-Gladbeck. Hauptmanns Tragikomödie „Die Ratten“ zeigt in ihrer nackten Lebenswahrheit die Begrenztheit und dichterische Trostlosigkeit des übertrieben einseitigen Naturalismus; sie ist nicht erwärmend und mitreißend, aber trotzdem als anschauliche Milieuschilderung interessant und vermag deshalb für den Augenblick über die dürftige und kleinliche Zusammenleimung manches überflüssigen Ballastes hinwegzutäuschen. In der von Ernst Hellbach-Rühn mit Liebe und Sorgfalt vorbereiteten Aufführung gab als Hauptdarstellerin Annie Schäfer die Rolle der kinderlosen Frau John ergreifend, Anatol Molnar die des Maurerpoliers glaubhaft plastisch. Paul Gewinner machte die Person des ehemaligen Theaterdirektors unter Verzicht auf die vom Dichter beabsichtigten billigen und teils geschmacklosen Theatereffekte mit seinem Verständnis recht sympathisch.

Eine Aufführung von Otto Ernst „Flachsmann als Erzieher“ kann auch heute noch Gutes wirken, wenn sie so aufgenommen wird, wie es der Verfasser nach seinen Ausführungen in der Schrift „Der wildgewordene Pädagoge“ (1920) beabsichtigt. Er will mit seiner Komödie, so äußert er sich, nicht die Lehrer, nicht die Schule brandmarken, da er ja kein Trottel sei. Verspotten will er die beschränkten und unfähigen Pedanten und Bürokraten, die Flachsmänner, in diesem besonderen Falle ein Subjekt, das sich ohne Vorbildung und Berechtigung ein Amt ergaunert hat. Otto Ernst warnt ausdrücklich vor jener bekannten Verallgemeinerung, „wie sie die ausgesuchtesten Dummköpfe aus jeder Satire ableiten“. Hans Reinhardt — er zeichnete auch für Bildentwürfe und Regie — gab den Flachsmann bis ins kleinste überzeugend und eindringlich. Paul Gewinner, eine außerordentlich wertvolle und schätzenswerte Kraft unserer Bühne, verkörperte den Regierungsschulrat in seiner künstlerischen Abrundung und seltener Mischung von Kunst und Persönlichkeit.

„Die selige Erzelenz“, ein Lustspiel von Rudolf Presber und Leo Walter Stein, unterhaltend, harmlos-lustig, enthält eine Reihe von witzigen Einfällen und gut wirkenden komischen Situationen, ist Bühnentechnisch geschickt aufgemacht und erzielte unter der Regie von Hans Reinhardt bei frischem, flotten Spiel dankbaren Beifall. Das Stück steht und fällt mit der Wiedergabe der Rolle des typischen Hofmarschalls im Duodezstaar, den Paul Gewinner mit köstlicher Komik ohne theatralische Übertreibung, frei von allen Schwankungen der Mode und des Tagesgeschmacks als ein wahres Spiegelbild des Lebens zu bieten verstand. Nicht vergessen sei Eläre Stelter, die in ihrem Fach unbedingt sicher ist und deren selbstverständliche Natürlichkeit gefiel. Ks.

Dortmund. Zum Jubiläum der Handwerkskammer brachte das Theater in sinniger Weise Wagners „Meistersinger“ als Festvorstellung. Das in Text und Musik urdeutsche Werk wurde von den Nachfolgern der zünftigen Meisterfänger, die in einer Zeit, da das Erbe der Minnesänger verwahrloht, dem deutschen Liede große Dienste getan, mit hoher Begeisterung aufgenommen. Wir waren weniger enttäuscht von der Wiedergabe, geben jedoch gern zu, daß die Mängel einer überhasteten Einstudierung zuzuschreiben sind. Die zweite Aufführung war dagegen hohen Lobes würdig.

Neben diesem Ederzeugnis deutschen Geistes erschien des Franzosen Maillart „Stöckchen des Eremiten“ recht dürftig und armelig, wenngleich es zu den besten Erzeugnissen der französischen komischen Oper zu zählen ist. Geschätzt wird es auch heute noch wegen seiner leichtgeschürzten Melodien und seines flüssigen Textes. Die Spekulation auf die Sentimentalität namentlich des deutschen Zuhörers hat sich noch immer gelohnt. Die Aufführung unter der musikalischen Leitung Dr. Duskes hinterließ einen recht günstigen Eindruck.

Eine wertvolle Bereicherung des Spielplanes brachte am Pfingstmontag die Aufführung des musikalischen Volksdramas „Boris Godunow“ von Mussorgski. Eine Musik von starker, ungebändigter

Kraft, kühn und neu in der Erfindung, schildert den Charakter unseres östlichen Nachbarn mit einer Klarheit, wie sie in gleicher Vollendung nur dem großen Erzähler Dostojewski eigen. Mit genialer Geschicklichkeit sind in die Handlung russische Volkslieder hineingewoben. In ihnen steckt zweifellos der größte Wert. Technisch ist das Werk nicht ohne Mängel, wenngleich die Bearbeitung Rimaty-Korsjatows manche Härten und Fehler der ursprünglichen Fassung beseitigte. Trotzdem hinterließ die Aufführung insofern vorzüglicher Inszenierung und hochwertigen Spielers nachhaltigen Eindruck. —

Bei Anwesenheit des Dichters und Komponisten kam in der städtischen Operette „Die Königin vom Naschmarkt“ heraus und fand begeisterte Aufnahme. Nach langem Suchen scheinbar endlich der große Erfolg!

Dortmund. Der Monat Mai offenbarte auf dem Gebiete des Konzertlebens gerade keinen Frühling. Ein freudiger Aufschwung zeigte sich lediglich in der Fortführung des Beethoven-Zyklus durch das städtische Orchester. Es wurden die 4. bis zur 8. Sinfonie gebracht. Sie waren unter Wilhelm Siebens feinfühligster Führung ganz vom Geiste des Großen durchdrungen, der sie geschaffen. Das ausgezeichnete Orchester bewährte sich hervorragend. Es spielte lebhaft und farbenreich. Neben den Sinfonien hörte man das Violinkonzert in D-Dur, das einzige, das Beethoven schuf, doch auch das reichste und schönste, das je erklang. Georg Rublentampff (Berlin) vermittelte das Werk mit tiefbeseeltem Ton und echtem musikalischen Auffassungsvermögen.

Einige hiesige Männergesangsvereine brachten etwas Bewegung in das sonst stille Musikleben. So führte der Männergesangsverein „Hansa“ die „Johannespassion“ von Joh. Seb. Bach auf. Musikdirektor Max Spindler hatte sich des Wertes lieberwill angenommen und in aller Feinheit durchgeführt. Die solistischen Partien waren recht gut besetzt. Das Orchester paßte sich dem Ganzen harmonisch an, wenn auch zu Beginn gelegentlich etwas unrein. — Der Lehrer-Gesangsverein wartete mit einer Uraufführung auf. Es handelte sich um den Chor mit Orchester: „Schwerting, der Sachsenherzog“ von dem hiesigen Komponisten Bernhard Friedhoff. In wuchtigen Klängen schildert er, fern von allen modernen Übertreibungen, die düstere dramatische Begebenheit. Wie fein ist z. B. im Zwischenspiel das Züngeln der Flammen, das Prasseln des Brandes, die ganze dumpfe Atmosphäre gemalt. Der Aufbau ist straff und klar und führt in gerader Linie mit groß angelegter Steigerung zum dramatischen Höhepunkt. Die Ausnahme der Neuheit war freundlich. — Weiter hörte man unter der strammen Leitung Hermann Dettingers abgeklärt und fein ausgearbeitet die Ouvertüre zur Oper „Cyrantbe“ von Karl Maria von Weber, den „Hymnus an die Tonkunst“ von Josef Rheinberger, die „Glockenlieder“ von Max von Schillings und „Die tausendjährige Linde“, Szenen aus Deutschlands Vergangenheit, von Theodor Podbertsky. Als Solisten wirkten mit Erfolg Max Ohwald und August Wader. — Auch der Dortmunder Männer-Gesang-Verein spendete eine Uraufführung: Schuberts „Fischerweise“, die Rudolf Bud sehr geschickt für Männerchor setzte. Heiter und leicht bewegt fließt die hübsche Melodie in einfacher, gerader Linienführung dahin. Außerdem bewies der Verein unter der tüchtigen Stabführung Albert Lamberts' durch verschiedene andere Chöre sein großes Können. Den instrumentalen Teil bestreift das „Westdeutsche Trio“ aus Düsseldorf, dem die Damen Sascha Bergdoll (Klavier), Steffi Roschke (Violine) und Käthe Pabst-Heß (Violoncello) angehören. Sie brachten das bekannte Trio in H-Dur, op. 8, von Brahms und das Trio in C-Moll, op. 53, von Hugo Raun.

Dortmunder Schauspiel. Um in der abklingenden Spielzeit noch einen Klassiker zu Worte kommen zu lassen, hatte man Hebbels romantische Tragödie „Genoveva“ neu einstudiert. Aber die schon oft aufgezeigten Schwächen und Unwahrscheinlichkeiten dieses Stückes drängten sich dem aufmerksamen Zuhörer auch bei dieser Aufführung trotz liebevollster Spielleitung und malerischer Bühnenbilder wieder deutlich auf. Eine reichsdeutsche Uraufführung vermittelte uns „Das Land der weißen Nächte“ von dem Dänen Paul Knudsen. In überraschenden, vom Kino befruchteten Szenen wird das Hin und Her der zwischen zwei gegensätzlichen Männernaturen schwankenden Liebe einer verheirateten Frau filmartig abgerollt, ohne daß die vielen Rätsel in der Zeichnung der verschiedenen Gestalten erhesht würden. Immerhin blinken hier und da einige schöne Gedanken und glückliche Prägungen auf. — Im übrigen trug der Spielplan durch leichte Sommerware der Jahreszeit Rechnung. Die „Vertagte Nacht“ von Franz Arnold und Ernst Bach hielt trotz der eindeutigen Scherze und der nicht gerade neuen und wenig geistvollen Einfälle ein anspruchsloses Publikum in fröhlicher Stimmung. Der aufgerissene Schwanz „Die drei Zwillinge“ von Toni Impetoven und Karl Mathern, dem man wegen seiner Wohlstandfändigkeit gern den Vorzug vor der

„Vertagten Nacht“ gibt, erhielt durch das Gastspiel von Ludwig Schmitz (Mannheim) ursprüngliches rheinisches Gepräge und errang infolgedessen starken Beifall. Dr. Risse.

Die Deutsche Verkehrsausstellung in München. In München ist am 30. Mai die erste große Ausstellung nach dem Kriege eröffnet worden, und das, was unter den heutigen Verhältnissen als ein Wagnis erschien, ist dank der bereitwilligen Mitarbeit der Industrie und dank der glänzenden organisatorischen Leistungen der Ausstellungsleitung ein voller Erfolg geworden. Die Ausstellung gibt einen vortrefflichen Überblick über den neuesten Stand der Technik auf allen Gebieten des Verkehrs, einen Überblick, von dem man sich gerade im Verkehrswesen, wo seit Jahren die stärksten Umwälzungen in der Technik vor sich gegangen sind, Anklang und Förderung verspricht. Die Schau gliedert sich den verschiedenen Verkehrsweisen entsprechend in Abteilungen für Land-, Wasser-, Luftverkehr und Nachrichtenwesen. Die erste Gruppe wird beherrscht von einer ganz hervorragenden Ausstellung der Reichsbahn, die letzte von einer fast lückenlosen und organisatorisch wundervollen Veranstaltung der Reichspost. Die Abteilung Luftverkehr wird erst im Juli vollständig sein. Die Beteiligung der Industrie ist auf allen Gebieten hervorragend, fast nirgends wird man einen Namen von Rang vermissen.

Von den Montanwerken der Rhein-Elbe-Union hat der Bochumer Verein am stärksten ausgestellt. Er hat den 41 m hohen Aussichtsturm der Ausstellung mit einer Glockenstube ausgestattet, die ein bereдtes Zeugnis ablegt von der Leistungsfähigkeit der Firma, die bereits über 30 000 Glocken geliefert hat. In der Abteilung Seeschifffahrt zeigt er eine riesige Schiffschraube, das Prachstück dieser Gruppe, ferner gußeiserne Ruder, verschiedene Anker, Turbinengehäuse, Signalglocken. In der Ausstellung der Reichsbahn stellt er Radfäße, Kurbel- und Vorlegeachsen, Kolben, Pleuellstangen und Wellen zur Schau. An der Kraftverkehrsrausstellung ist er mit Stahlguß und Schmiedestücken betheiligt.

Die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten-A.-G. stellt die verschiedensten Rasbäse aus, ferner eine Neuererung für selbsttätige Achfenschmierung mittels eines rotierenden Nillenschwimmers aus Metall, einen Steven mit betriebsfähigem Ruder, Schiffswellenleitungen, ein Spundwandhafensmodell und einen Unterwassersehnideapparat; in der Kraftverkehrshalle einen Ausstellungsturm mit Magneten und Diapositiven; am Ausstellungsbahnhof einen achtschiffigen, 20,1 m langen Schwerlastwagen, einen Selbsttender und einen Kühlwagen. Die Abteilung Oberbaumaterial ist leider unfertig geblieben; der Bochumer Verein hat hier einige Schienenstücke ausgestellt. Die Elektrizitätsfirmen des Konzerns sind in allen Abteilungen mit bedeutenden Ausstellungsobjekten vertreten. Auf sie hier im einzelnen näher einzugehen, ist nicht möglich. Dieser kleine Auschnitt beweist aber, daß die Industrie an der Ausstellung das regste Interesse genommen hat.

Sieberei-Ausstellung Düsseldorf. In den Messehallen in der Brüderstraße in Düsseldorf wird vom 22. August bis 13. September d. J. im Rahmen der Jahrtausendfeier eine Sieberei-Fachausstellung stattfinden, die in sechzehn Abteilungen gegliedert ist und die neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete des Siebereiwesens vorführt. Es werden Siebereimächinen und sonstige Einrichtungen aller Art ausgestellt und praktische Vorbietungen gegeben, die die Arbeitsweise der modernen Sieberei darstellen. Auch der Kunstguß wird vertreten sein. — Auf diese Ausstellung folgt dann vom 27. bis 29. September eine Gartenbau- und Bindekunst-Ausstellung und Anfang Oktober eine Obst- und Gemüse-Ausstellung.

Der Zoologische Garten Düsseldorf hatte unter dem Kriege und noch mehr unter den Kriegsfolgen, namentlich unter der Besetzung, schwer gelitten. In überraschend kurzer Zeit gelang es dem jetzigen Leiter des Gartens, Direktor Dr. Aulmann, ihn wieder in die Höhe zu bringen. Tierbäuer und Gehege wurden verbessert und Hunderte von neuen Tieren, darunter namentlich Großtiere, beschafft. Eine ganze Reihe besonderer Veranstaltungen lockte die Besucher nicht nur aus Düsseldorf, sondern auch aus der nahen und fernen Umgebung herbei. Der Erfolg war, daß die Gesamtbefuchterzahl im Jahre 1924 die bis dahin nicht gekannte Zahl von 480 951 erreichte, und das, trotzdem noch in zwei der besten Besuchsmomente des Jahres 1924 die Säle von der Besatzung beschlagnahmt worden waren. Der Ausbau des Zoologischen Gartens wird in größtem Maßstabe fortgesetzt. Im Bau sind gegenwärtig eine Gebirgsanlage für Gebirgstiere, ein Eisbärenbassin und eine Arena für Schausstellungen, Freilichtaufführungen usw. von 3600 qm Vorführungsfläche und einem Zuschauerraum von 3000 Plätzen. Außerdem werden im Herbst dieses und im Frühjahr nächsten Jahres ein neues großes Eingangsgebäude, ein Aquarium, ein Affenhaus und ein Nilpferdbassin gebaut. Auch die Bewirtung der Gäste ist durch vollständige Neueinrichtung der Küchen bedeutend verbessert worden;

di: vielen Besucher des Gartens von auswärts (namentlich vom Industriegebiet aus) wird der Düsseldorfer Zoo sehr viel besucht) finden die beste Verpflegung und können, ohne den herrlichen Garten des Essens wegen verlassen zu müssen, einen ganzen Tag dort verbringen und ihre Zeit mit dem Studium der Tiere nützlich ausfüllen. Im Juli lassen sich in der neugebauten Arena Lappländer mit ihren Zelten und Renttierreihen sehen. tb.

Berichtigung. In dem Aufsatz „Die Kulturmorphologie“ von Studienrat Wohlenberg, Juniheft 1925 S. 157, ist versehentlich unter dem letzten Kartogramm ein falscher Erklärungstext abgedruckt worden. Es muß nicht heißen: „Das Widerspiel des Pendelanschlages: Die Polarität im Orient und Okzident usw.“, sondern: „Die Lage der acht Hochkulturen zwischen den Räumen der lunaren und der fossilen Kultur.“ (Die acht Hochkulturen sind in der Formulierung von Oswald Spengler: Die Maya-Kultur in Amerika, die chinesische, die indische, die babylonische, die arabisch-magische, die ägyptische, die griechisch-römische, die abendländische Kultur.) Wohlenberg.

Unser Titelbild „Ausblick“ gibt ein Kunstwerk wieder, das auf der diesjährigen Kunstausstellung in Düsseldorf zu sehen ist. Johannes Knubel hat die Bronzestatue geschaffen. Wir haben sie zum Schmuck dieses Heftes gewählt, weil sie uns in den Tagen der rheinischen Jahrausstellungen das zum Ausdruck zu bringen scheint, was wir über all den Feiern und allem Rückwärtschauen, so wertvoll es ist, der vergangenen Zeiten zu gedenken, nicht vergessen dürfen: in die Zukunft zu schauen, wachsam und überlegend, wie es der Künstler in der schönen Gestalt des jungen deutschen Mannes, in seinem scharfen Blick zum Ausdruck gebracht hat. Die sehr gut modellierte Rückenpartie der Statue finden die Leser auf der nächsten Seite des Heftes wiedergegeben. — Ein nun fast schon klassisch zu nennendes Meisterwerk der Bildhauerkunst ist die aus kararischem Marmor gefertigte „Wasserschöpferin“ des in Charlottenburg lebenden Bildhauers Prof. Emil Cauer. Das Original des Bildwerkes befindet sich in der Nationalgalerie zu Berlin.

Technische Gedenktage für Juli

1. 7. 1875. Inkrafttreten des Weltpostvereins.
2. 7. 1900. Aufstieg des ersten Luftschiffes des Grafen v. Zeppelin.
3. 7. 1886. Das erste von Karl Benz erbaute Kraftfahrzeug, ein Dreirad, macht auf der Ringstraße in Mannheim die Probefahrt.
4. 7. 1779. Zu Essen wird Heinrich Arnold Hussen, einer der Mitbegründer der Gutehoffnungshütte bei Oberhausen, geboren.
5. 7. 1851. Die von Siemens & Halske erbaute telegraphische Verbindung der Berliner Feuerwachen und Polizeistationen wird in Betrieb gesetzt.
6. 7. 1476. Zu Rom stirbt an Gift Johannes Regiomontanus, der französische Gelehrte und Techniker. Er veranlaßte gegen 1473 den Bau der ersten — privaten — Sternwarte Deutschlands in Nürnberg. In eigener Werkstatt verfertigte er astronomische Instrumente.
7. 7. 1838. Graf Ferdinand v. Zeppelin in Konstanz geboren.
8. 7. 1923. Der Flieger Toni Raab landet zum ersten Male mit seinem Flugzeug innerhalb des Häusermeeres von Berlin. Die Maschine hat 7 m Spannweite.
9. 7. 1819. Zu Spencer in Nordamerika wird Elias Howe, der Erfinder der ersten weit verbreiteten Nähmaschine, die von Singer fabriziert wurde, geboren.
10. 7. 1874. Der Erfinder des Anilin-Farbstiftes (Tintenstift), F. Jacobsen, wird mit seinem Patentgesuch in Preußen abgewiesen, weil diese Erfindung ohne Bedeutung (!) sei.
11. 7. 1700. Der berühmte Staatsmann, Philosoph, Sprachkenner, Physiker und Erfinder (er erfand die Rechenmaschine) Gottfried Wilhelm v. Leibniz, einer unserer flügsten Köpfe, in Leipzig geboren. Er gründete auf Veranlassung König Friedrichs I. von Preußen die „Societät der Wissenschaften“ in Berlin, die erste Akademie dieser Art in Deutschland.
12. 7. 1682. Zu Paris stirbt Jean Picard. Er entdeckte 1675 das elektrische Leuchten des Quecksilbers in geriebenen Barometerröhren. 1669 benutzte er das Fernrohr mit Fadentkrenz zum ersten Male bei einer Erdmessung. 1670 entdeckte er, daß die Pendeluhren im Sommer wegen der Verlängerung des Pendels langsamer gehen.
13. 7. 1875. Der Mechaniker Simon Joel Arnheim in Berlin gestorben. Machte die ersten feuerfesten Geldschränke.
13. 7. 1907. Oberingenieur Ernst Weiß in Frankfurt a. M. erfindet das autogene Schweißverfahren mit Sauerstoffgebläse.
16. 7. 1763. Graf Hans von Loefer, einer der fähigsten deutschen Feinmechaniker, der in Dresden eine Werkstätte hatte, gestorben. Der Mathematisch-physikalische Salon zu Dresden besitzt Instrumente von ihm.
17. 7. 1725. Konzession an die Oberhofmarschallin Benedicta Margarethe Freifrau v. Löwendal, geb. v. Rankau, zur Anlage des Eisenhüttenwerks in Lauchhammer.
17. 7. 1787. Friedrich Krupp in Essen geboren. Er machte als Kaufmann zur Zeit der englischen Kontinentalperre erfolgreiche Versuche zur Gußstahlfabrikation und legte den Grundstock zu den Essener Werken.
17. 7. 1850. Dr.-Ing. e. h. Roman Abt, Erfinder des Fahrradsystems der Bergbahnen, in Bungen (Schweiz) geboren.
17. 7. 1906. Der von Otto Schlick erfundene Schiffsskizzen zur Verminderung der Schling- und Rollbewegungen von Seedampfern wird in Betrieb genommen.
18. 7. 1817. In Österreich wird der erste Versuch einer Nähmaschine gemacht.
20. 7. 1774. Nevil Maskelyne beginnt am Berg Shehallien in Schottland seine Messungen zur Bestimmung der mittleren Dichte der Erde mit Hilfe der Ablenkungen des Bleilotes.
22. 7. 1869. Johann August Roebling, der Erbauer der Niagara-Brücke (1852/55, Spannweite 250 m) und der East River-Brücke bei New York (1870/83, Spannweite 486,9 m), ein geborener Deutscher, gestorben.
23. 7. 1837. Johann Friedrich August Vorfig begründet im Juni vor dem Oranienburger Tor in Berlin seine Maschinenfabrik; am 23. Juli erfolgt dort der erste Guß.
23. 7. 1847. Hermann Helmholtz, der Potsdamer Militärarzt und spätere berühmte Physiker, hält vor der Physikalischen Gesellschaft in Berlin seinen ersten Vortrag „Über die Erhaltung der Kraft“. Er begründet damit die mathematische Betrachtungsweise der mechanischen Wärmetheorie.
23. 7. 1919. Beginn des Transradio-Überseeverkehrs New-York—Hauen.
24. 7. 1847. In Siengen an der Brenz wird Margarete Steiff geboren. Sie war auf beiden Füßen gelähmt und fertigte sich zur Unterhaltung Puppen und Tierfiguren aus Stoff, die in allen Teilen weich gestopft waren. Sie wurde damit zur Begründerin der heute großen Industrie weichgestopfter Spielwaren.
27. 7. 1914. Eröffnung des „Kaiser-Wilhelm-Instituts für Kohlenforschung“ in Mülheim a. d. Ruhr.
29. 7. 1750. Benjamin Franklin, Buchbinder und Staatsmann, berichtet zum ersten Male über seine Erfindung des Bligableiters.
30. 7. 1800. Robert Fulton läßt in Frankreich sein Tauchboot „Nautilus“ ins Wasser. Mangels Entgegenkommen der französischen Regierung hatte die Sache keine Folgen.
30. 7. 1814. Johann Georg Halske, der Mitarbeiter von Werner Siemens, in Hamburg geboren.
30. 7. 1861. Oswald Flamm, Dr.-Ing. e. h., bekannter Schiffsbauer, in Düsseldorf geboren.
30. 7. 1863. Henry Ford auf der Farm Greenfield in Michigan geboren.
31. 7. 1781. Die gewaltige Erfindung der Bereitung künstlicher Soda hat einen unbekannt gebliebenen Vorläufer. Am 31. Juli 1781 ließ sich Bryan Higgins das britische Patent auf ein Verfahren erteilen, um Soda herzustellen. Er schmolz Glaubersalz mit Kohle und stellte dabei mittels Blei oder Metallen Alnatron her. — Der französische Chemiker Leblanc erfand 1789 die Bereitung von Soda aus Kochsalz. Auch er benutzte Glaubersalz und Kohle.
31. 7. 1846. Der Engländer Armstrong erhält das britische Patent auf den hydraulischen Aufzug.

Turnen, Sport und Spiel, Humoristisches und Rätsel

Aus deutschen Sportquartieren

Der olympische Kongreß. In der letzten Maiwoche tagte in Prag das Internationale olympische Komitee, das wichtige Entscheidungen für die kommende Olympiade, die im Jahre 1928 in Amsterdam stattfindet, fällt. So legte der Vertreter der holländischen Regierung, Baron Schimmelpenninck, der Bürgermeister von Doorn, das vom holländischen olympischen Komitee aufgestellte olympische Programm vor, das folgende Sportarten aufweist: 1. Leichtathletik, 2. Turnen, 3. Verteidigungssport (Boxen, Fechten, Ringen), 4. Wassersport (Rudern, Schwimmen, Wasserball), 5. Reitsport (Dressur- und Reitprüfungen), 6. moderner Fünfkampf, 7. Radfahren, 8. Spiele (Fußball-Assoziation, Hockey, Tennis), 9. Schwerathletik, 10. Segeln (6- und 8-gm-Nachten), 11. Sontaubenschießen. Dieses Programm weist gegenüber dem olympischen Standard-Programm eine erhebliche Erweiterung auf. Es entspannen sich lange Debatten über Radfahren und Hockey, doch wurde schließlich der Aufnahme auch dieser Sportarten zugestimmt. Auf Antrag von Kirby (Amerika) wurde beschlossen, daß die Sportzweige, für die im Jahre 1928 Weltmeisterschaften ausgeschrieben werden, dieselben auf das Programm der olympischen Spiele zu setzen haben.

Zugelassen zu den olympischen Spielen werden nur Amateure. Amateur im Sinne des olympischen Komitees ist derjenige, der sich mit Sport beschäftigt lediglich um des Sportes willen, ohne direkt oder indirekt aus dieser Betätigung Vorteile zu ziehen. Professionist ist derjenige, der seinen Lebensunterhalt ganz oder teilweise aus der sportlichen Betätigung zieht. Ein Wettkampf zwischen einem Amateur und einem Professionist muß nicht unbedingt zur Disqualifikation des Amateurs führen.

*

Leichtathletik. Die deutsche Leichtathletik markiert. Die größte Propagandatakt im Monat Mai war die Rheinstaffel, die unter riesiger Anteilnahme aller Bevölkerungsschichten auf der Strecke Neuß-Düsseldorf über 12,6 km entschieden wurde. Über 5000 Läufer trugen den Staffelflag vom Marktplatz in Neuß zum T R U-Platz in Düsseldorf. Sieger in der offenen Klasse wurde der S. C. Charlottenburg in 30 : 25 Min. vor Preußen-Hessen-Rassel, Alemannia-Nachen, Deutscher S. C.-Düsseldorf und T R U-Düsseldorf.

*

In Berlin fand ein Fünfstädtekampf zwischen Berlin, Budapest, Oslo, Rom und Amsterdam statt, den Berlin in der Gesamtwertung knapp für sich entscheiden konnte. Berlin hatte fünf, Budapest drei, Oslo einen, Rom zwei und Amsterdam keinen Sieg errufen. Das Gesamtergebnis lautet demnach folgendermaßen: 1. Berlin 43 Punkte, 2. Budapest 39 Punkte, 3. Oslo 35,5 Punkte, 4. Rom 25,5 Punkte, 5. Amsterdam 19 Punkte.

*

Houben, der deutsche Sprintermeister, und **Pelzer,** der deutsche Mittelstreckenmeister, stellten bereits mehrfach ihr großes Können unter Beweis. Sie schlugen die Gegner, die sich ihnen stellten, in ganz überlegener Manier, dabei schon trotz der Frühjahrszeit recht gute Zeiten erzielend.

*

Ein neuer Weltrekord im Diskuswerfen wurde von dem Amerikaner **Houser** mit 48,36 m aufgestellt. Der bekannte Finnländer **Myrhae** stellte in Chicago ebenfalls einen neuen Weltrekord auf. Er warf den Speer 67,04 m weit.

*

Fußball. Pfingsten herrschte auf Deutschlands Fußballfeldern nochmals Hochbetrieb. Die Spanier, Italiener und Engländer, die Gastreisen durch deutsche Lande unternommen hatten, mußten sich tüchtig zusammennehmen, um, wenn auch nur ganz knappe Siege herauszuholen. Es ist natürlich im Rahmen dieser Zeilen unmöglich, alle die Spiele, die stattfanden, auch nur zu streifen.

*

Die deutsche Fußballspielzeit 1924/25 erreichte am 7. Juni ihren Höhepunkt und wird dann allmählich ganz abflauen; denn das Endspiel um die deutsche Fußball-Meisterschaft, das an obengenanntem Termin im neuen Frankfurter Stadion zum Austrag kam, bedeutete eigentlich schon den Saisonschluß. Zum vierten Male errang der 1. F. C. Nürnberg durch einen 1 : 0-Sieg über den Fußball-Sportverein Frankfurt den Meistertitel. Die Frankfurter wehrten sich recht tapfer und überließen ihrem berühmten Gegner erst in der Verlängerung den siegbringenden Treffer. Wohl waren die Nürnberger ihrem Gegner in technischer und taktischer Hinsicht weit überlegen, aber es fehlte ihnen zum Teil schon ziemlich alten Spielern die Geschmeidigkeit der Jugend. Immerhin wurde mit dem 1. F. C. Nürnberg die Mannschaft deutscher Meister, die die deutschen Farben im internationalen Wettbewerb am würdigsten vertreten kann. Allerdings müssen die Nürnberger darauf bedacht sein, ihre erste Elf bald zu verjüngen, was ihnen bei ihrem guten Nachwuchs und dem zu erhoffenden Zuzug von außerhalb nicht gerade schwer werden sollte.

*

Tennis. Das große Pfingstturnier des Berliner Rot-Weiß-Clubs war das Hauptereignis des deutschen Tennissports im Monat Mai. Im Herren-Einzelkampf um die Meisterschaft von Berlin trafen in der Entscheidung der deutsche Altmeister **Froisheim** und der Italiener **de Morpurgo** zusammen. **Froisheim** war recht gut in Form und konnte die beiden ersten Sätze mit 6 : 4, 6 : 3, an sich bringen. Im dritten Satz behielt der Italiener nach wechselnder Führung mit 9 : 7 die Oberhand. **Froisheim**, der vollkommen ermüdet war, verzichtete dann auf das Weiterpiel und überließ somit dem Gegner den Sieg. Das Damenspiel gewann die deutsche Meisterin **Frau Friedleben** kampflos gegen **Frl. Weiermann**. In der Endrunde des Damen-Doppelspiels waren die Holländerinnen **Frau Bou-**

mann-Frau Stroink gegen **Frau Neppach-Frl. Heimann** mit 6 : 3, 6 : 4 siegreich. Im gemischten Doppelspiel behielten **Gräfin von der Schulenburg-von Rehrling** gegen **Frau Neppach-Kleinschroth** mit 4 : 6, 6 : 4, 9 : 7 die Oberhand.

*

Flugsport. Von den großen Fortschritten, die auf dem Gebiete des deutschen Segelflugsportes in letzter Zeit gemacht worden sind, kann sich nur derjenige einen Begriff machen, der die Leistungen der kühnen Piloten an Ort und Stelle verfolgt. Beim Rüfen-Segelflug-Wettbewerb in Rossitten wurden in einer Nacht bei acht Sekundenmeter Windstärke die ersten Nachtflüge bei völliger Dunkelheit ausgeführt. Nach ein Uhr nachts stieg der Ostpreuße **Schulz** auf und blieb eine halbe Stunde lang in der Luft. **Martens** startete zu einem Streckenflug, der ihn in 13 Minuten bis nach Pillkopen führte; **Fuchs** umkreiste sechs Minuten lang das Gelände.

*

Der deutsche Rundflug 1925 nahm am Pfingstsonntag in Berlin seinen Anfang. Er kam in fünf Schleifen zum Austrag, die alle



Ausblick

Rückenansicht der Statue von Johannes Knubel auf der Düsseldorfer Kunstausstellung

in Berlin begannen und wieder in Berlin endeten. Etwa 50 Piloten hatten den Wettbewerb aufgenommen, in dessen Verlauf sich harte Kämpfe um den Sieg entwickelten.

*

Schwimmen. Die internationalen Schwimm-Wettkämpfe am Pfingstsonntag in Prag verliefen äußerst interessant. Der Held des Tages war der Magdeburger Rademacher, der das Hauptrennen, das 200-m-Freistilswimmen um den Preis der Stadt Prag, in 2:27,4 Min. knapp gegen seinen Klubkameraden Subener gewinnen konnte. Der französische Meister Padoud hatte, begünstigt durch einen Frühstart, zuerst geführt, mußte aber dann die beiden Deutschen und schließlich noch den Tschechen Biczac an sich vorbeilassen. Kurz darauf konnte Rademacher im 200-m-Brustschwimmen in 3:00,8 Min. einen weiteren Sieg vor dem Tschechen Petarek davontragen. Der Magdeburger Frölich holte sich das 100-m-Rückenschwimmen überlegen in 1:16,8 Min. Auch am zweiten Pfingsttage konnten die Deutschen schöne Erfolge erringen. Das einleitende 400-m-Freistilswimmen gewann Subener in 5:38,8 Min. überlegen. Im 100-m-Schwimmen gab es einen prächtigen Kampf zwischen den beiden Magdeburgern Heitmann und Frölich; letzterer wurde um Handschlag in 1:55 Min. geschlagen. Der Tscheche Biczac wurde in 1:7,3 Min. Dritter. Zum Schluß holte sich Hellas-Magdeburg noch die Staffel über 3×100 m mit der Besetzung Rademacher, Frölich und Hilmar gegen den tschechischen Verein CPK aus Prag. Die Magdeburger gewannen also sämtliche Wettbewerbe, in denen sie starteten.



Boothaus des Rudervereins „Siemens“, Berlin, auf Pichelswerder

Die „Fina“, der internationale Schwimm-Verband, hielt in der letzten Maiwoche in Prag ihre Jahresversammlung ab. Deutschland wurde hier wieder als Mitglied aufgenommen. Außerdem wurden folgende Leistungen als Weltrekorde anerkannt. Brustschwimmen: 100 m: Rademacher (Deutschland) 1:15,9 Min.; 200 m: Rademacher 2:50,4 Min.; 400 m: Rademacher 6:05 Min.; 500 m: Rademacher 7:40,8 Min.; Freistil: 100 Yards: Weißmüller (Amerika) 52,4 Sek.; 100 m: Weißmüller 57,4 Sek.; 400 m: Arne Borg (Schweden) 4:54,7 Min.; 500 m: Arne Borg, 7:19,7 Min.; 880 Yards: Arne Borg 10:43,6 Min.; Rückenschwimmen: 100 m: Kealoha (Honolulu) 1:12,4 Min.; 150 Yards: Kealoha 1:44,9 Min.; Damen: 200-m-Brust: Frä. Erna Murray (Deutschland) 3:20,2 Min.; 300-m-Freistil: Miß Wainwright (Amerika) 4:19,4 Min.; 100-m-Rücken: Bauer (Amerika) 1:22,4 Min.; 150 Yards-Rücken: Bauer 1:58,2 Min.; 200-m-Rücken: Bauer 3:03,8 Min. Wie man aus dieser Liste ersieht, besitzt also der deutsche Schwimmsport einige Bedeutung im internationalen Wettbewerb.

*

Wassersport. Der Kölner Regatta-Verein hatte für die Pfingsttage seine alten Getreuen und neue Freunde eingeladen, um auf dem Rhein bei Köln im friedlichen Wettkampf die Riemen zu kreuzen. Sowohl quantitativ wie auch qualitativ bedeutete die Regatta einen großen Erfolg. Das Wetter war recht günstig, der Besuch sehr gut. Die sportlichen Leistungen konnten zufriedenstellen. Den Löwenanteil der Preise holte sich die Kölner Rudergesellschaft 1891 mit sechs Siegen, dann folgten Godesberg und Rhénania-Koblenz mit je drei, Mainz, Mülheim-Ruhr und Kölner Club für Wassersport mit je zwei, Köln 77, Duisburg, Barmen und Steele mit je einem Sieg.

*

Bis zum Jahre 1914 gehörte Deutschland der Fédération Internationale des Sociétés d'Avion an. Die seit 1894 bestehenden Europa-Ruder-Meisterschaften kamen im Jahre 1902 und 1907 in

Strasbourg zum Austrag. Für 1914 war Berlin als Schauplatz vorgesehen. Der Krieg kam und Deutschland schied aus der F I S A aus, der seitdem Frankreich, Belgien, Italien, die Schweiz, Holland, Spanien, Portugal, die Tschechoslowakei und Ungarn angehörten. In der Nachkriegszeit hat Deutschland, soweit sich Gelegenheit dazu bot, gezeigt, daß seine rudersportliche Stellung nicht die irgendeines beliebigen Ländchens ist. Und diese Erkenntnis ist wohl einer der Gründe gewesen, aus denen heraus im Auslande Bestrebungen eingeleitet wurden, Deutschland zum Wiedereintritt in die F I S A zu veranlassen. Anlässlich des Kongresses des Internationalen Olympischen Komitees ist nun, nach Rücksprache mit den Vertretern des internationalen Rudersports, Deutschland um den Wiedereintritt in die F I S A eruchtet und gleichzeitig zur Teilnahme an den Europa-Ruder-Meisterschaften aufgefordert worden. Somit werden die Deutschen an den Europa-Meisterschaften 1926, die in Ungarn vergeben wurden und in Budapest stattfinden, wieder teilnehmen.

*

Motor- und Auto-sport. In der am 5. Mai in Paris stattgefundenen Sitzung des Verbandes der international anerkannten Automobil-Clubs (Association Internationale des Automobil-Clubs Reconnus) erfolgte die Aufnahme des Automobil-Clubs von Deutschland in den Verband. Die Abstimmung ergab 12 Stimmen für, zwei Stimmen (Amerika, Belgien) gegen die Aufnahme und vier Stimmenthaltungen.

*

Der 13. Große Preis von Indianapolis, das Auto-Derby der Welt, sah als Sieger de Paolo auf Duesenberg, der die 500 Meilen lange Strecke in der neuen Rekordzeit von 4:47:37 Stunden durchfuhr und eine mittlere Geschwindigkeit von 162,700 km erreichte.

Er gewann damit 50 000 Dollar. Der vorjährige Rekord Boyers auf Duesenberg betrug 5:05:23 Stunden und 158,094 km Stunden-geschwindigkeit. In diesem Jahre wurde also mehr als 4 km in jeder Stunde schneller gefahren.

*

Nur noch wenige Wochen trennen uns von den Tagen, an denen fauchende Motoren sausen durch die stillen Eifelberge und -täler, an denen mutige Sportler ihre Maschinen in höchster Geschwindigkeit steuern durch die zahlreichen Kurven und in ernstem Wettbewerb kämpfen um Ruhm und Ehre. In der Zeit vom 18. bis 20. Juni nämlich schlagen wieder die Koryphäen des Motorrad- und Automobilsports in der Gegend des alten, reizenden Städtchens Nideggen ihr Heerlager auf. Motorräder, Touren-, Sport- und Rennwagen kämpfen dann auf der klassischen Eifelrundfahrtsstrecke die deutsche Tourist-Trophäe aus. Die etwa 33 km lange Rundstrecke, deren Straßen für den Wettbewerb in einen besonders guten Zustand versetzt werden, führt wie im Vorjahre von Nideggen über Schmidt, Heimbach, Wlaten, Wollersheim und Berg zurück nach Nideggen und weist zahlreiche Steigungen sowie viele schwierige Kurven auf, fordert also von den Fahrern, die sie in Höchstgeschwindigkeit überwinden wollen, ruhige Geistesgegenwart, Energie, Mut und Kraft. Eine besondere Note erhält die Eifel-Rundfahrt 1925 dadurch, daß das Rennen der Motorräder international ausgeschrieben ist, da ja der A. D. A. C. inzwischen Mitglied der Fédération Internationale des Clubs Motorcyclistes geworden ist.

*

Radsport. Die im Rahmen des 42. Bundesfestes des B. D. R. in Stettin zum Austrag gelangenden deutschen Amateur-Meisterschaften werden jetzt zur Ausbreitung gebracht. Das Meisterschaftsprogramm erstreckt sich über drei Tage. Am Samstag, dem 8. August, wird die Meisterschaft im Vereins-Mannschaftsfahren über 100 km ausgetragen, die der R. C. Schweinfurt 1889 zu verteidigen hat. Die Bundes-Meisterschaften im Bahnfahren über 1 und 25 km finden am 9. August auf der neuerbauten Westend-Radrennbahn statt, die eine Länge von 400 m besitzt und demnächst eingeweiht

werden soll. Am Montag, dem 10. August, kommt zunächst die Meisterschaft im Einer-Streckenfahren über 220 km zur Entscheidung, die bei den Berufsfahrern Paul Kohl zu verteidigen hat. Der vorjährige Sieger der Amateurlasse Erich Möller (Hannover) ist inzwischen Professional geworden. Abends gehen in den Zentralhallen die Endkämpfe um die Saalmeisterschaften vor sich.

Die deutschen Herren- und Berufsfahrer hatten wiederum Gelegenheit, ihre Form an erstklassigen Ausländern zu erproben. Diese Proben bestanden sie meist glänzend. Von den Amateuren sind Oszmella, Rohbach, Graue und der für einige Zeit nach Amerika übergesiedelte Oskar Rütt nach wie vor die Hauptwaffen der deutschen Farben, während sich unter den Berufsfahrern Leute wie Wittig, Caldwell, Rosellen und Sawall immer wieder hervortun.

Boxen. Deutsche Amateure weilten in Stockholm bei den Europa-Meisterschaften. Einen Sieg konnten sie zwar infolge kaum glaublicher Fehlurteile der Punktrichter nicht erringen, hinterließen aber den besten Eindruck, dadurch beweisend, daß auch der deutsche Boxsport einige Beachtung im internationalen Wettbewerb verdient.

Der Endkampf um die deutsche Schwergewichts-Meisterschaft zwischen Samson-Rörner und Breitensträter findet nunmehr bestimmt am 14. Juni in Hamburg auf dem Plaze des Hamburger Sportvereins statt, nachdem der Duisburger Diener auf den letzten Ausscheidungskampf gegen Breitensträter wegen einer Hand-

Ruderverein „Siemens“

Endlauf im Mai-Achter-Nennen in Grünau um den Kronprinzenpokal

verletzung endgültig verzichtet hat. Samson-Rörner wird wohl seinen Titel erfolgreich verteidigen.

Vom Ruderverein „Siemens“, E. V., Berlin

Der Wasserreichtum der Mark Brandenburg, insonderheit das ausgedehnte Fluß- und Seengebiet der Havel und Spree, das, einem blauschimmernden Bunde gleich, unsere Reichshauptstadt umschließt, macht deren Umgebung zu einem wahren Paradies des Wassersports. Freilich ist die Mark arm an so augenfälligen Naturreizen, wie sie die gesegneten, vom Rhein, der Mosel, dem Neckar oder der Donau durchströmten deutschen Gauen in verschwenderischer Fülle bieten, aber auch hier, im ernsten Föhrenwald, an den schiffumstanzenen

stillen Wasserläufen, den silberflimmernden Weiten der Müggel oder des villenumkränzten Wannsees findet der Naturfreund genug des Schönen, enthüllen sich ihm die erhabenen Landschaftsbilder, unter denen ein Leistikow seine packenden Motive suchte, die Theodor Fontane, den Dichter der Mark, zu begeistertem Sange über seine geliebte Heimat anregten. Immer aber ist das Wasser das belebende Element der Landschaft, sommers das Ziel unzähliger, nach Erfrischung lechzender Großstädter. — Was wunder, wenn unter den äußerst günstigen Stromverhältnissen auch der Rudersport hier in höchster Blüte steht. Über 100 Vereine haben sich in Groß-Berlin seinem Dienste geweiht. Unter ihnen zählt der Ruderverein „Siemens“ nicht zu den unbedeutendsten. Im Jahre 1912 von einer winzigen Schar sportbegeisterter Siemensbeamten gegründet, hat es der R. V. S. in stetiger, gesunder Fortentwicklung bereits auf eine Mitgliederzahl von etwa 300 gebracht.

Das prächtige, von den Siemensfirmen zur Verfügung gestellte Bootshausgelände mit seinen großen Garten- und Wirtschaftsanlagen ist hier im Bilde wiedergegeben (siehe S. 41). Es liegt auf der an Naturschönheiten reichen Insel Pichelswerder, unweit der Mündung der Havel in den Stößensee. Drei ausgedehnte Hallen bergen in übersichtlicher, zweckentsprechender Anordnung das wertvolle Bootsgesamt. Im Obergeschoß liegen die allen gesundheitlichen Anforderungen entsprechenden Umkleide- und Waschräume. Auch Schlafgelegenheiten für die Übungsmannschaften sind in ausreichender Zahl vorhanden. Es müßte kein Siemens-Bootshaus sein, wenn nicht eine Gleichrichter-Ladestation, eine elektrische Uhrenanlage und — ein Lautsprecher die zeitgemäße Einrichtung vervollständigten.

Hatte sich der R. V. S. ursprünglich nur die Pflege der Wanderruderei zur Aufgabe gesetzt, so mußte diese Einstellung in jüngster Zeit doch der Erkenntnis der Bedeutung höherer sportlicher Ziele weichen. Die Aufnahme der



Ruderverein „Siemens“

Siegreiche Mannschaft im Mai-Achter-Nennen in Grünau

Renneruderei war naturgemäß mit einem bedeutenden Maß von Mehrleistung für die Vereinsleitung und ernster, unermüdlicher Arbeitsarbeit für die Rennmannschaft verbunden, aber allen Mühen ist auch die Krone des Erfolges nicht verjagt geblieben. — Bereits im Vorjahr siegte der R. V. „Siemens“ in den beiden von ihm beschieden Sig-Wierer-Rennen der Frühjahrs- und Herbstregatta des Berliner Regatta-Vereins in Grünau, und frischer Lorbeer schmückt die blau-weiße Flagge durch den neuesten Erfolg in der Sig-Regatta am 24. Mai d. J. Hier gelang es der Siemens-Mannschaft (Hindelmeyer, Jahnke, Steffen, Gaude, Börd, Schredenbach, Koch, Habicht, St.: Lüdecke) im Hauptkennen des Tages um den Kronprinzenpokal, dem klassischen Mai-Achter, heiß umstritten von namhaften Vereinen, mit einer klaren Länge Vorsprung den Kampf für sich zu entscheiden. Wir bringen den spannenden Endlauf und die siegreiche Mannschaft im Bilde.

Bei dem regen Sportgeist, der alle Siemensruderer beseelt, steht es außer Frage, daß der R. V. S. an seinem Teile treu mitarbeitet an der Aufgabe der Zeit: Erziehung des deutschen Volkes, aber auch durch seine enge Fühlungnahme mit der Natur auf den herrlichen Wanderausfahrten beiträgt zur Erweckung und Förderung der Liebe zu unserer schönen Heimat!

Schönberg.

*
Kunstturnmeisterschaften der Deutschen Turnerschaft in Frankfurt a. Main 16. und 17. Mai. Zu einer machtvollen Rundgebung für die deutsche Turnerei gestalteten sich die Meisterschaftskämpfe der Deutschen Turnerschaft, die in Frankfurt a. M. in der prächtigen Festhalle stattfanden.

Insgesamt waren über 600 Wettturner und über 300 Turnerinnen angetreten. Es waren dies die besten Turner und Turnerinnen Deutschlands, die den hohen Stand des Turnens in der Deutschen Turnerschaft bewiesen und dartaten, daß das Turnen nach der Unterbrechung durch den Weltkrieg wieder einen gewaltigen Aufschwung genommen und vor allen Dingen befähigter Nachwuchs herangezogen hat.

Im Siebenkampf der älteren Turner, je eine Pflicht- und eine Kürübung am Reck, Barren und Pferd und eine Pflichtfreiübung, siegte Peter Daus (Turnverein Frankfurt-Sachsenhausen) mit 124 Punkten, im Sechskampf der Turnerinnen konnte Fräulein Meiser (Ev. 1860 München) ihren Ruf als beste Kunstturnerin Deutschlands erhalten und mit 111 Punkten die Meisterschaft gewinnen vor ihrer Vereinschwester Pombel, die 106 Punkte erreichte. Während bei den Älteren 42 Sieger ausgezeichnet wurden, waren es bei den Turnerinnen 63. Diese Wettkämpfe fanden des Sonntags statt.

Am Sonntag vormittag wurde der Zehnkampf der Männer, je zwei Pflichtübungen und eine Kürübung am Reck, Barren und Pferd und eine Kürfreiübung, die Vierkämpfe am Reck, Barren und Pferd, je zwei Pflicht- und zwei Kürübungen, und die Dreikämpfe in Frei- und Handgeräteübungen ausgetragen. Auch hier war das Bild das gleiche wie am Vortage. Glänzende Leistungen wurden von jubelndem Beifall der Zuschauer begrüßt, deren Zahl wiederum fast 20 000 betrug. Aus dem heißen Wettbewerb im Zehnkampf ging Kurz, Mtv. München, mit 185 Punkten vor Schuler, Egmde. Würzburg, mit 177 Punkten, Ball, Ev. Göggingen, mit 175 Punkten als Meister hervor.

Sein glänzendes Können brachte Kurz auch die Vierkampf-Meisterschaften am Reck, Barren und Pferd ein. Er ist damit unbestritten der augenblicklich beste Kunstturner der Deutschen Turnerschaft.

Der Schluß der Meisterschaftskämpfe fügte sich mit den Vorführungen des Nachmittags würdig dem bisherigen Verlauf an. Neben mustergültigen Darbietungen der verschiedenen Frankfurter Turnvereine brachten die Schauübungen der Meisterschaftsturner der Deutschen Turnerschaft am Reck, Barren und Pferd Glanzleistungen an turnerischer Fertigkeit im Kunstturnen und Höchstkönnen. Man sah Wunder menschlichen Mutes und turnerischer Kraft und Gewandtheit. Auch die besten Turner und Turnerinnen im Dreikampf und in den Frei- und Handgeräteübungen zeigten ihre Meisterschaftskunst.

Die hervorragenden Darbietungen fanden ihren Abschluß durch die Siegerverkündung. Kunath-Bremen, Oberturnwart der Deutschen Turnerschaft, überreichte den Siegern und Siegerinnen die Kränze. Mit einem „Gut Heil“ auf das deutsche Vaterland und dem Gesang des Deutschlandliedes fand das in allen Teilen gelungene Fest seinen Ausklang.

Sieger im Zehnkampf aus Rheinland und Westfalen: 11. Alfred Kargol, Turngemeinde Bochum, 163 Punkte; ebenfalls 11. Willi Plaket, Ev. Eintracht, Dortmund (früher Bochum), 163 P.; 19. August Braun, Ev. Eintracht, Dortmund, 155 P.; Friedrich Werntgen, Ev. Duisburg, 151 P.; 24. Hans Ludwig, Egmde. Bochum, 150 P.

Siebenkampf der älteren Turner: Die ersten Sieger: 1. Daus (Ev. Sachsenhausen) 124 P.; 2. Beder (Egmde. Nürnberg) 122 P.; 3. Rutteroff (Mtv. Stuttgart) 119 P.

Aus Rheinland und Westfalen: 7. Fritz Klein, Ev. Siegen, 115 P.; 8. Hans Felsing, Ev. Eintracht-Dortmund, 113 P.

Vierkampf der Turner am Reck: 1. Kurz (München) 77 P.; 2. Thorn (Friesenheim) 76 P.; 3. Mach (Hindenburg) 75 P.

Aus Rheinland und Westfalen: 8. Alfred Kargol, Egmde. Bochum, Hermann Klöppner, Ev. Duisburg 1848, Hans Ludwig, Egmde. Bochum, je 68 P.; Gustav Witt, T.-u. Spv. Essen-Rüttenscheid, 66 P.; 11. Willi Plaket, Ev. Eintracht-Dortmund, 65 P.; 15. Heinrich Göb, Ev. Essen-Altendorf, 61 P.; 15. Fritz Werntgen, Ev. Duisburg 1848, 61 P.

Vierkampf der Turner am Barren: 1. Kurz (München) 75 P.; 2. Nagel (Eglingen) 71 P.; 3. Willi Plaket, Ev. Eintracht-Dortmund, 70 P.

Ferner aus Rheinland und Westfalen: 5. Hans Ludwig, Egmde. Bochum, 68 P.; 7. Oswald Madjak, Ev. Essen 1859, 66 P.

Vierkampf der Turner am Pferd: 1. Kurz (München) 74 P.; 2. Reichert (Bödingen) 73 P.; 3. Weingärtner (Pirmasens) 71 P.

Aus Rheinland und Westfalen: 5. Willi Plaket, Ev. Eintracht-Dortmund, 68 P.; 6. Hans Lojch, Ev. Eintracht-Dortmund, 67 P.; 8. Alfred Kargol, Egmde. Bochum, 66 P.; 8. Wilhelm Bartheld, Ev. Essen-Altendorf, 66 P.

Vierkampf der Turner an den Ringen: 1. Schmidt (Leipziger Eisf. Süd-Ost) 70 P.; 2. Stebenz (Hamburger Eisf. 1816) 69 P.; 3. Weise (Allg. T.-u. Spv. von 1859 Leipzig-Groß-Schocher) 67 P.

Dreikampf der Turner in den Frei- und Handgeräteübungen: 1. Heuter (Eilb. Hannover), 55 P.; 2. Mähl (Hamburg), Reinhardt, Ev. Essen von 1859, und Zinneder (Augsburg) je 51 P.

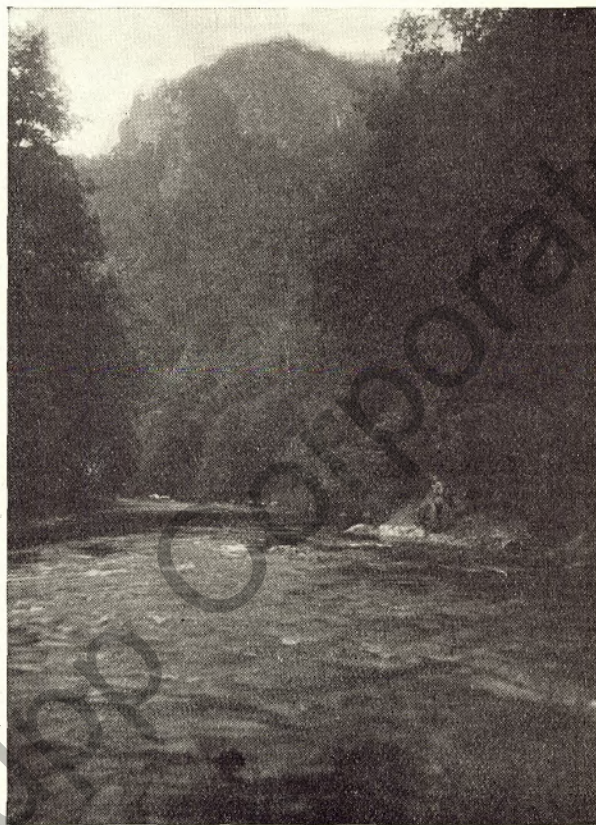
Sechskampf der Turnerinnen: 1. Meiser (Ev. 1860 München) 111 P.;

2. Pombel (Ev. 1860 München) 106 P.; 3. Mieth (Mtv. Kiel), Ball (Mtv. 1879 München) und Offenbrunner (Ev. 1860 München) je 105 P.; 9. Lotte Fingerhut (Ev. Lüdenscheid-Westf.) 98 P.

Dreikampf der Turnerinnen in den Frei- und Handgeräteübungen: 1. Iby (Mtv. Nürnberg) und Kammerer (Mtv. 1879 München) je 58 P.; 2. Spannlang (Mtv. 1879 München) 55 P., ferner Erna Reuter (Ev. Lüdenscheid-Westf.) 52 P.

Die Wettkämpfe in der Deutschen Turnerschaft. Das deutsche Turnen ist von jeher untrennbar vom Turnspiel gewesen. Friedr. Ludw. Jahn, der Begründer der deutschen Turnkunst, hat das Turnspiel als unentbehrlichen Bestandteil des Turnens anerkannt und in seiner im Verein mit Ernst Eielen verfaßten „Deutschen Turnkunst“ als unentbehrlich für jeden Turnbetrieb hingestellt. Er erkannte sehr wohl den hohen erzieherischen Wert des Turnspiels und seine Einwirkungen auf die Charakterbildung vornehmlich der Jugendlichen. Er hat einmal gesagt: „Ohne Turnspiele kann das Turnwesen nicht gedeihen, ohne Spielplatz ist ein Turnplatz gar nicht zu denken.“

Kein Wunder, daß die ersten Turner auf dem Turnplatz in der Hasenheide eifrig dem Spiel huldigten in dem Rahmen, den es damals auf Grund jahrhundertelanger volkstümlicher Übung hatte. Ein besonderes Ereignis war es jedesmal, wenn die Turnerjugend die spannenden, oft



Aus dem Bodetal im Harz
Phot. Walter Sternemann, Dortmund, Zeche Tremonia

viele Hunderte betätigenden Ritter- und Bürgerspiele veranstaltete. Und auch von den Turnern des Lühowschen Freikorps wird uns erzählt, daß sie wiederholt außerhalb ihres militärischen Dienstes Turnspiele getrieben haben.

Dem Turnen wurden Jahrzehnte hindurch durch die aus politischen Gründen verhängte Turnsperrre Ausbreitungs- und Entwicklungsmöglichkeiten unterbunden. Es wurde im Gegensatz zu dem Willen Jahns, statt daß es in der freien Natur getrieben wurde, in die Turnhallen gebannt. Damit war auch dem inneren Ausbau des Turnspieles Halt geboten.

Erst nach dem Kriege 1870/71 vermochte sich das Turnspiel wieder mehr und mehr Geltung zu verschaffen. Und als dann die durch den Aufruf des Amtsrichters Hartwich entfachte Spielbewegung mehr und mehr an Boden gewann, blühte auch das Turnspiel schnell auf. Die technische Ausgestaltung der Spielregeln durch den Zentralausschuß für Volks- und Jugendspiele förderte den Aufschwung der Turnspielbewegung nicht unwesentlich, und die Übernahme des Turnspieles in den Schulbetrieb schuf der Ausbreitung des Spieles bei der Jugend den festen Untergrund.

Kein Wunder, daß nunmehr auch in den großen Turnverbänden das Turnspiel mehr und mehr in den Vordergrund trat. Die Deutsche Turnerschaft, der größte deutsche Verband für Leibesübungen, hat sich

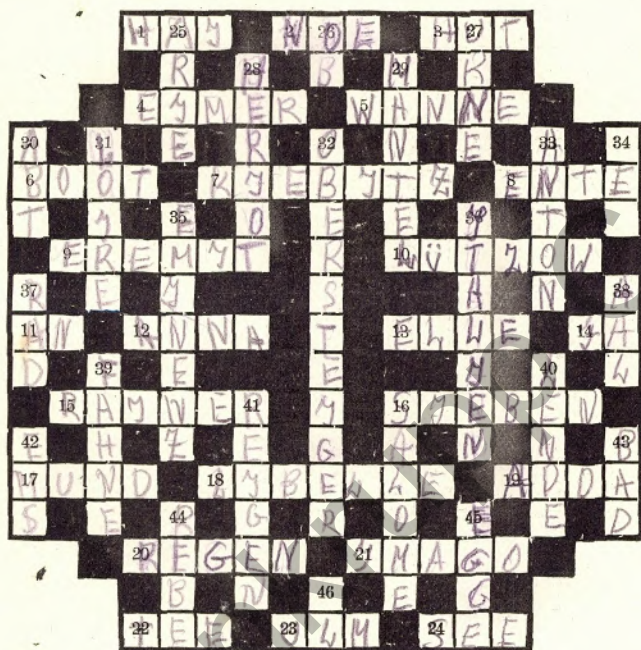
mit regem Eifer des Turnspieles angenommen, und heute widmen sich Hunderttausende ihrer Mitglieder mit Begeisterung dem Turnspiel in seinen zahlreichen Abarten und Formen. Barlauf, Schlagball, Faustball, Schleuderball und Trommelball haben bereits seit Jahren eine treue, stetig größer werdende Anhängerschar. In den letzten Jahren drängt sich mit Macht das Winterspiel des Handballs in den Vordergrund. Im abgelassenen Jahre hatte die Deutsche Turnerschaft über 15000 in Rundenspielen tätige Spielmannschaften auf den Beinen. Die Zahl der nichtorganisierten Spielmannschaften ist aber mindestens ebenso groß. Auch das Sportspiel, das im wesentlichen aus England zu uns gekommen ist, findet in der Deutschen Turnerschaft Pflege. So vor allem das Fußballspiel und das Stockballspiel.

So werden die Spiele zu einem Jungbrunnen deutscher Volkskraft und zu einem wichtigen Betriebsmittel in der Deutschen Turnerschaft und in den Vereinen. Mögen sie den Kreis ihrer Anhänger noch wesentlich erweitern und vermehren, damit das Turnspiel als bestes Ausgleichsmittel gegen die Schädigungen des Berufslebens und gegen die Nervenanspannung des Kampfes um das tägliche Brot mehr und mehr an Boden gewinnen zum Segen der Ertüchtigung der deutschen Volkskraft, nicht zuletzt deshalb, weil es jung und alt, dem männlichen wie dem weiblichen Geschlecht, Gelegenheit bietet, ohne Überspannung der Kräfte sich fröhlich zu tummeln.

Rätsel

Kreuzworträtsel

Bei jeder Ziffer beginnt ein neues Wort, das so viel Buchstaben hat, wie — in seiner Reihe — weiße Felder bis zum nächsten schwarzen Block oder Rand vorhanden sind. Die Bedeutung des Wortes und seinen Verlauf — wagerecht oder senkrecht — geben die untenstehenden Bezeichnungen an.



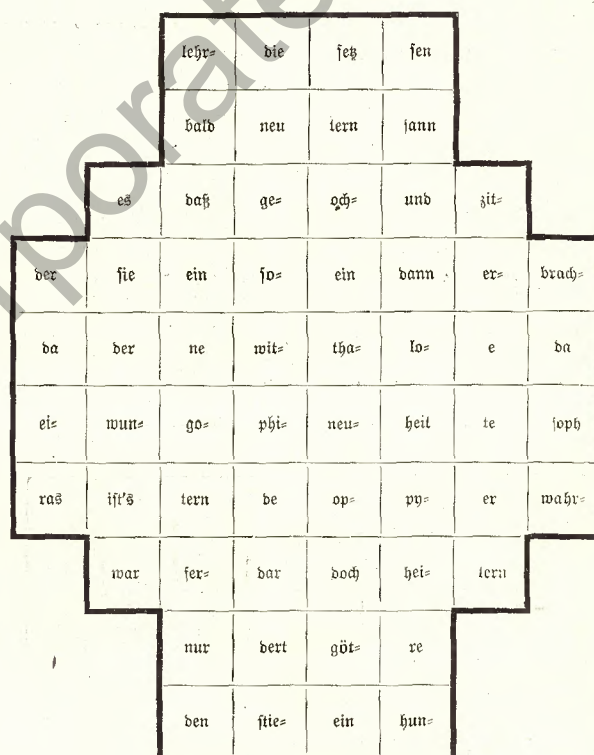
Wagerechte Reihen:

1. Raubfisch. 2. Bibl. Person. 3. Bekleidungsstück. 4. Behälter.
5. Stadt in Westfalen. 6. Wasserfahrzeug. 7. Vogel. 8. Haustier.
9. Einsiedler. 10. Deutscher Panzerkreuzer, 1916 vorm Stagerat gefunken. 11. Vorsilbe. 12. Weibl. Vorname. 13. Längenmaß.
14. Zustimmung. 15. Männlicher Vorname. 16. Zahl. 17. Körperteil.
18. Insekt. 19. Weibl. Vorname. 20. Naturerscheinung. 21. Vollkommen ausgebildetes Insekt. 22. Getränk. 23. Süddeutsche Stadt.
24. Geographische Bezeichnung.

Senkrechte Reihen:

25. Sologesang. 26. Hauptstrom Westsibiriens. 27. Gefäß.
28. Französischer Staatsmann. 29. Bekleidungsstück. 30. Kirchlicher Würdenträger. 31. Fluß in Frankreich. 32. Betriebsführer im Bergwerk. 33. Männl. Vorname. 34. Geschlechtswort. 35. Titel der Kardinäle. 36. Königreich. 37. Maschinenteil. 38. Fisch. 39. Feldzeichen. 40. Körperteil. 41. Tanz. 16. Name eines Musikstückes.
42. Bekanntes Bad in Deutschland. 43. Eintauchen des Körpers ins Wasser. 44. Weinstock. 45. Landwirtschaftliches Gerät. 46. Französisches Fürwort.

Rätselsprung



Silbenrätsel

Von C. Gasser, Düsseldorf

Aus den nachstehenden Silben:

an - bu - cal - da - de - deg - dert - di - e - e - el - ein - en - fe - gen - hun - in - kle - kopf - lei - lei - li - li - lo - mou - ne - ne - ni - ni - o - rims - rock - rock - se - si - sie - see - so - so - te - te - ter - thurn - un - vin - vos - ze - ti

sind 17 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben — beide von oben nach unten gelesen — zusammen einen bekannten Ausspruch von Brecht ergeben.

Die zu suchenden Wörter bedeuten:

1. Lungentumort in der Schweiz. 2. Uniformstück. 3. Märchengestalt. 4. Ranton in der Schweiz. 5. Reformator. 6. Eine Zahl. 7. Kleidungsstück. 8. Fahrzeugart. 9. Abgelegenes Haus. 10. Alt-römischer Kaiser. 11. Federvieh. 12. Berg im Schwarzwald. 13. Fluß in Deutschland. 14. Stadt in Südbngland. 15. Italienischer Komponist. 16. Weiblicher Vorname. 17. Städtchen in der Eifel.

Zahlenrätsel

Von Hermann Koch

9 17 2 3 8 7 3 17
 6 5 10 1 3 7 3 4
 4 5 7 16 6 14
 7 1 9 18 11 18 6
 19 3 9 4 20 5 11 9 14
 5 12 20 18 4 3 5
 9 4 17 3 12 18
 15 5 14 15 9 4
 9 20 9 6 9 4 10 1 9
 14 18 6 12 5 14 11 3 9
 11 5 10 17 9 2
 5 8 13 9 2 4 3 14 9
 14 5 4 1 18 6 14
 14 5 6 21 3 4 4 9
 19 5 13 13 9 14 4 10 1 12 3 9 11
 5 6 4 9 14 3 17
 15 18 9 7 1 9
 9 4 7 18 12 3 1 3
 14 9 20 9 2

Teil der Sonnenbahn
 Krankheit
 Planet
 Männl. Vorname
 Deutscher Badeort
 Götterspeise
 Volkstrasse
 Fluß in Indien
 Baum
 Französische Provinz
 Hunderrasse
 Südfrucht
 Dichthäuter
 Blume
 Römische Oper
 Gift
 Deutscher Dichter
 Sonntag
 Naturerscheinung

Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein bekanntes Sprichwort.

Silberrätsel

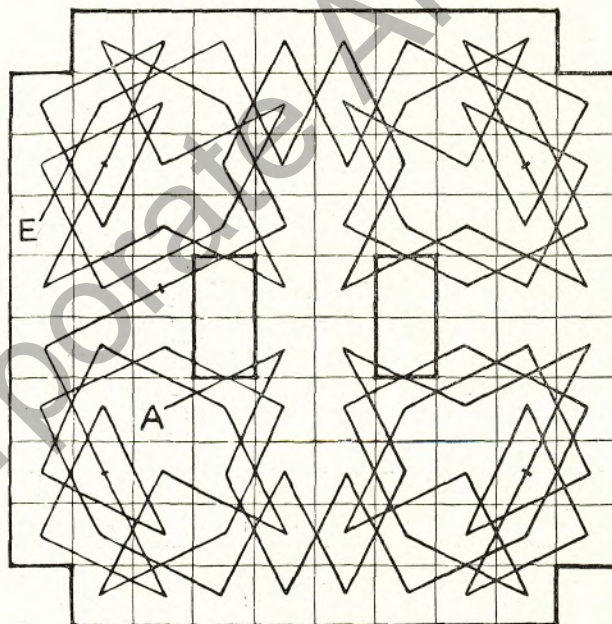
Von H. Koch, Bochum

1. Walfisch	10. Beelzebub	19. Eigenlob
2. Amerika	11. Truhe	20. Nette
3. Sirius	12. Venus	21. Varus
4. Defizit	13. Oberammergau	22. Anni
5. Urne	14. Natrium	23. Testament
6. Erfinder	15. Dolbe	24. Exzellenz
7. Rathenow	16. Epos	25. Kate
8. Effendi	17. Innozenz	26. Nitotin
9. Revolver	18. Niveau	

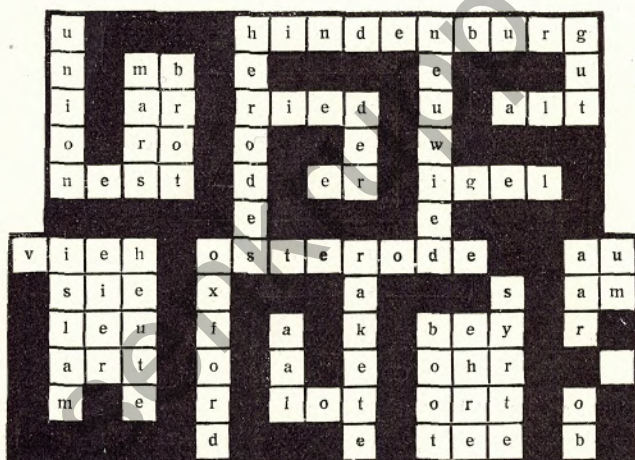
Das Zitat lautet: Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.

Rösselsprung

Von Hans Esser, Düsseldorf

**Auflösung der Rätsel in Heft 3****Kreuzworträtsel**

Von G. Fleischig, Union-Dortmund



Wagerechte Reihen:

1. Hindenburg. 2. Ur. 3. Ried. 4. alt. 5. ro. 6. Nest. 7. er. 8. Igel. 9. Vieh. 10. Osterode. 11. au. 12. sie. 13. am. 14. Leu. 15. Bey. 16. Art. 17. Ohr. 18. Lot. 19. Ort. 20. See.

Senkrechte Reihen:

1. Herodes. 2. Mars. 3. Brot. 4. Union. 5. der. 6. Neuwied. 7. gut. 8. Islam. 9. Eier. 10. Oxford. 11. Nar. 12. Mal. 13. Kette. 14. Ehre. 15. Boot. 16. Syre. 17. heute. 18. um. 19. Ob.

Verloren

Am Beggand sah ich einen Fremdling liegen
 Und wollte hilfsbereit die Hand ihm reichen;
 In seinen wüsten, aufgeduns'nen Zügen
 Sah ich mit Schmerz des Feuertrankes Zeichen.
 Ein frischer Bursch, ging einst er auf die Reise;
 Getnickt, verdorben liegt er nun am Raine. —
 Mir ist's, als ob im Windesrauschen leise
 In weiter Ferne eine Mutter weine.

Luise Egli.

Richtige Lösungen sandten ein: Hermann Bollack, Beamter der Dortmunder Union — Fr. Karlsohn, Beamter der Dortmunder Union — Arthur Taubhorn, Angestellter der Dortmunder Union — G. Fleischig, Beamter der Dortmunder Union — Gustav Korte, Angestellter der Dortmunder Union — Gust. Breu, Angestellter der S. B.-A.-G. — Ernst Brakenfiet, Düsseldorf. — Heinrich Schlermann, Telegraphist, Rheinische, Gelsenkirchen. — Joh. Kessler, Hauptverwaltung Rheinische. — Heinrich Wind, Eisen- und Stahlwerk Hoechst, Dortmund. — Martin Eickmann, Versandbeamter der S. B.-A.-G., Abt. Schalte. — Heinrich Frahm, Harburg.

Die Einsender von Rätsellösungen werden gebeten, ihre Lösungen bis spätestens zum 20. des Monats einzusenden. Später eingehende Lösungen können nicht mehr berücksichtigt werden.

Büchermarkt

Das wirtschaftliche Amerika. Von Dr.-Ing. e. h. Karl Röttgen, stellvertretender Vorsitzender des Reichskuratoriums für Wirtschaftlichkeit. Mit 40 Abb. 1925. V. D. T.-Verlag, G. m. b. H., Berlin SW, Beuthstr. 7. 13 Mk.

Der Verfasser, der auch Vorsitzender des Vorstandes der Siemens-Schuckertwerke G. m. b. H. ist, hielt sich in Übereinstimmung mit dem Vorsitzenden des Reichskuratoriums für Wirtschaftlichkeit, Dr.-Ing. e. h. Karl Friedrich v. Siemens, im Herbst vorigen Jahres mehrere Monate in den Vereinigten Staaten auf, und das vorliegende Buch ist der Niederschlag eines Teils der auf dieser Studienreise gesammelten Erkenntnisse. Allereinstimmend in Deutschland wird der Vergleich mit den dortigen Verhältnissen gezogen, mit dem wirtschaftlichen Amerika, das die erste Macht der Welt geworden ist, mit den hohen Löhnen und dem maschinellen Fortschritt. Der Verfasser weist nun nach, daß in den Vereinigten Staaten die Arbeitsstoffe mit Rücksicht auf ihr reiches Vorhandensein und ihre leichte Gewinnbarkeit verhältnismäßig niedrig im Preise stehen, daß aber, je mehr Lohn bei der weiteren Verarbeitung aufzuwenden ist, der Preis der hergestellten Erzeugnisse immerzu erheblich höher wird. Als Durchschnitt ergibt sich für die Preise in den Vereinigten Staaten etwa das Doppelte der Preise in Deutschland, d. h. die Kaufkraft ist etwa halb so groß wie die bei uns. Die Lohntafel eines $3\frac{1}{2}$ mal so großen Arbeitslohnes bei halb so großer Kaufkraft in Nordamerika gegenüber Deutschland, also eines um 70 % höheren Reallohnes, ist, wie der Verfasser nachweist, nur dadurch ermöglicht, daß die Mehrerzeugung der amerikanischen Wirtschaft um 70 % höher ist. Die Hälfte dieses Mehrs erklärt er aus der weit größeren Ergiebigkeit von Landwirtschaft und Bergbau, die andere Hälfte sowohl aus der besseren wirtschaftlichen Organisation wie aus der größeren Arbeitsintensität, auch längeren Arbeitsdauer des einzelnen. Seine Ausführungen gipfeln in dem Satz: „Erst, wenn jeder einzelne erkennt, daß Mehrarbeit das Primäre ist, von dem jeder Fortschritt ausgeht, werden wir wieder gesunden“.

v. W.

Die Lehre vom Wirtschaften. Wesen und Zusammenhänge von A. Schilling, Prof. in Berlin. Mit 47 Abb. u. 13 Taf. Verlag wie oben.

Auf der Erfassung des Zusammenhangs vieler Verhältnisse müssen heute die Grundzüge für die Leitung von Unternehmungen, oder allgemein ausgedrückt für das Wirtschaften, ruhen, und für diese Erkenntnis hat der Verfasser in übersichtlicher Gliederung eine feste Grundlage geschaffen, die sich zum Teil auf seine in Amerika gesammelten Erfahrungen stützt.

Rationelle Betriebstechnik. Grundlagen nach wissenschaftlicher Betriebsführung und technischer Betriebskontrolle von Johannes Luferte. Zusammengestellt aus Veröffentlichungen des Verfassers in der Fachzeitschrift „Betriebstechnik“ der Deutschen Polytechnischen Gesellschaft e. V., Leipzig. Mit Textfiguren und mehreren Zahlentafeln. Verlag: Ablands Technische Bibliothek, G. m. b. H., Leipzig. 1,50 Mk.

Der Weg der deutschen Arbeiterschaft zum Staat. Von Ernst Meisch. Heft 1 der Schriftenreihe: „Der deutsche Arbeiter in Politik und Wirtschaft“. Verlag der Neuen Gesellschaft, Berlin-Hessenwinkel. Preis postfrei 0,50 Mk., 10 Stück 4 Mk.

Mit scharfem Blick für die wirklichen Tatsachen geschrieben.

Berufsstand und Staat. Betrachtungen über eine neuständische Verfassung des Deutschen Staates. Von Heinz Brauweiler. Richard von Moellendorff zugeeignet. Aus der Ring-Schriftenreihe des politischen Kollegs. 1925. Verlag wie oben. 6 Mk.

Brauweiler hat stets scharfsinnig und leidenschaftlich für eine berufsständische Volksvertretung im Gegensatz zum heutigen Parteiwesen gekämpft. Gegenüber der „Formaldemokratie“ erhob sich der Anspruch auf berufsständische Vertretung, auf berufsständische Selbstverwaltung. Unter dem Einfluß des russischen Rätevorbildes wurde jenes Musterbild eines faulen Kompromisses geschaffen, der als der

Räteparagraf der Weimarer Verfassung bezeichnet zu werden pflegt. Gegen alle bereits erhobenen Einwendungen entwickelt nun der Verfasser seine Gedanken in folgerichtiger Weise.

Wirtschaftliche Selbsthilfe gegen das Londoner Abkommen. Von Dr. jur. Heinz Brauweiler. Mit einem Vorwort von Dr. jur. Hans Meydenbauer, Ministerialdirektor a. D. Ring-Verlag, Berlin W 30. 2 Mk.

„Um so erfreulicher ist es, daß Herr Dr. Brauweiler den Beratungsvorgängen der letzten Jahre eine in sich geschlossene Gedankenreihe entgegenzustellen den Mut hat, die in vielem zum gleichen Ziel kommt, wie wir es vor acht Jahren im preussischen Finanzministerium angestrebt haben“, sagt Dr. Meydenbauer.

Wähleramt und Wahlvorgang. Eine Einführung von Joseph Woelk, Telegraphendirektor im telegraphentechnischen Reichsamt. 2. erw. Auflage. München und Berlin 1925. Druck und Verlag von R. Oldenbourg. Geh. 1,80 Mk.

Allgemeine Grundlagen der Elektrotechnik. Bearbeitet von Dr. C. Michael, Oberingenieur der Siemens-Schuckertwerke. Mit 153 Abb. 8°. XII, 167 S. 1925. Verlag von Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig. (Siemens-Handbücher, herausgegeben von der Siemens & Halske A.-G. und den Siemens-Schuckertwerken G. m. b. H., 1. Band.) Geb. 5 Mk.

Das vorliegende Buch ist für einen sehr weiten Leserkreis bestimmt, und daher ist von einer streng wissenschaftlichen Behandlung des Stoffes Abstand genommen worden; das Hauptgewicht wurde auf Anschaulichkeit gelegt.

Neue technische Bücher. Monatschrift über die technischen Literaturgebiete. Herausgeber und Verlag: Boysen & Maasch, Hamburg 36, Heuberg 9. Es erschien Nr. 5/6 des 2. Jahrgangs. Mai/Juni 1925.

Der Schlüssel zum Weltgeschehen. Zeitschrift für Freunde der Weltweislehre. Herausgegeben von Hanns Fischer. 1925. Heft 1. R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

Der kleine Brockhaus. Das Handbuch des Wissens in einem Bande. 40 000 Stichwörter mit Abb. u. Karten. Lieferungs Ausgabe in 10 Lieferungen, jede zu 1,90 Mk. oder Baudausgabe in Halbleinen zu 21 Mk., Halbfanz zu 28 Mk. Verlag Brockhaus in Leipzig.

Blätter für junge Kaufleute. Verlag: Deutschnationaler Handlungsgehilfen-Verband, Hamburg. Monatshefte. Vierteljährlich 1 Mk.

Die Hefte 1 bis 5, Band 22, sind, wie immer, von gesundem vaterländischem Geist erfüllt.

Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund, nach Sinn und Ursprung erläutert (Borchmann-Wustmann). 6. Auflage, vollständig neu bearbeitet von Georg Schoppe. Mit 35 Abb. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1925. Ganzleinenband 12,50 Mk.

Sehr anregend für jedermann.

Die Heimat. Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde in Crefeld. Herausg. im Auftrag des Vereins von Prof. Dr. Rembert. Heft 1. 4. Jahrg. 1. 4. 1925.

Diese wahrhaft gediegene Zeitschrift gehört in Wort und Bild zu unseren besten heimatkundlichen Schriften. Die vorliegende Nummer bringt u. a. einen gehaltvollen Aufsatz des Herausgebers über die Tausendjahrfeier.

Wanderjahre in Mexiko. Von Emil Landenberger. Über 300 S. Text mit 86 Abb. auf Kunstdrucktafeln und einer Karte. Auf bestem holzfreiem Papier. Geh. 6,50 Mk. In Halbleinen geb. 8,50 Mk..

In lebendiger Darstellung führt der Verfasser in die Natur, das Volk, die Geschichte und sonstigen Verhältnisse Mexikos ein, fesselnd bis zum Schluß, so daß man ein treues Bild des merkwürdigen Landes gewinnt.

Händel. Biographie von Hugo Leichtentritt. (Aus der Sammlung „Klassiker der Musik“. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin. Preis gebunden 16 Mk.)

In unserer schnelllebigen Zeit greift man nicht gern mehr zu dickleibigen Bänden. Das vorliegende Buch gehört aber trotz eines Umfangs von fast neunhundert Seiten zu jenen Werken, die durch die geschickte Anordnung und die Reichhaltigkeit des Inhalts unbedingt zu den Ausnahmen zählen. Chrysanders Händel-Biographie blieb unvollständig, und seit jener Zeit hat eine Zusammenfassung der vielen neueren Einzelforschungen gefehlt. In der Beschreibung des Lebensweges ist mancher Irrtum berichtigt worden. Sehr reizvoll sind die zahlreichen Ausführungen über das kulturelle Leben jener Zeit. Der Hauptvorteil des Buches besteht darin, daß es zum erstenmal das gesamte Schaffen auf Grund der jüngsten Erfahrungen eingehenden Betrachtungen unterzieht. Da die große Gesamtausgabe der Werke Händels hundert stattliche Bände umfaßt, kann man leicht ermeinen, welche Fülle von Arbeit und künstlerischem Wissen hier vereinigt ist. Der Vorwurf, daß Händel häufig geistigen Diebstahl begangen habe, wird in die gebührenden Schranken zurückgewiesen. Denn stets hat das, was er aus den Werken anderer verwandt hat, erst durch ihn volle Ausdruckskraft erlangt. Obwohl Händels grundlegende Bedeutung auf dem Gebiet des Oratoriums liegt, wird doch auch die große Reihe seiner Opern ausführlich behandelt. Da Händels Bühnenwerke nach langer ungerechtfertigter Vernachlässigung endlich wieder nach Gebühr gewürdigt werden, ist die liebevolle Besprechung dieser Kleinode doppelt begrüßenswert. Sowohl hier als auch bei den Ausführungen über die einzelnen Oratorien und Instrumentalwerke erreicht die Darstellung fast die

gleiche Großartigkeit wie im Schaffen Händels selbst. Aus dem wirklich sehr empfehlenswerten Buch sei eine kurze zusammenfassende Probe gegeben: „Das Erstaunlichste an Händel ist wohl die Sicherheit, mit der er seinen Weg geht, die Klarheit seiner Einsicht, die Sparsamkeit in der Verwendung der Mittel, die höchstmögliche Wirkung bei denkbar geringstem Aufwand. In allen diesen Dingen wird er unserer nach dem Neuen nervös suchenden und tappenden, das Ziel öfter verfehlenden als erreichenden Zeit ein kaum begreifliches Vorbild sein. Aus dieser Klarheit der Ziele, aus dieser Sicherheit des Könnens erklärt sich die sonst unbegreifliche Fülle und Schnelligkeit seines Schaffens. Ein Zweifeln und Schwanken gibt es bei ihm so gut wie gar nicht. Seine Technik ist gleichsam eine mustertreue ökonomische Wirtschaft des Kunstbetriebs.“ C. H.

Beethoven-Aufsätze. Zweiter Band der ausgewählten Aufsätze zur Musikgeschichte. Von Adolf Sandberger. Mit Notenbeispielen. Preis broschiert 12,—, in Halbleinen 15,— Mark. (Drei-Masken-Verlag, München.)

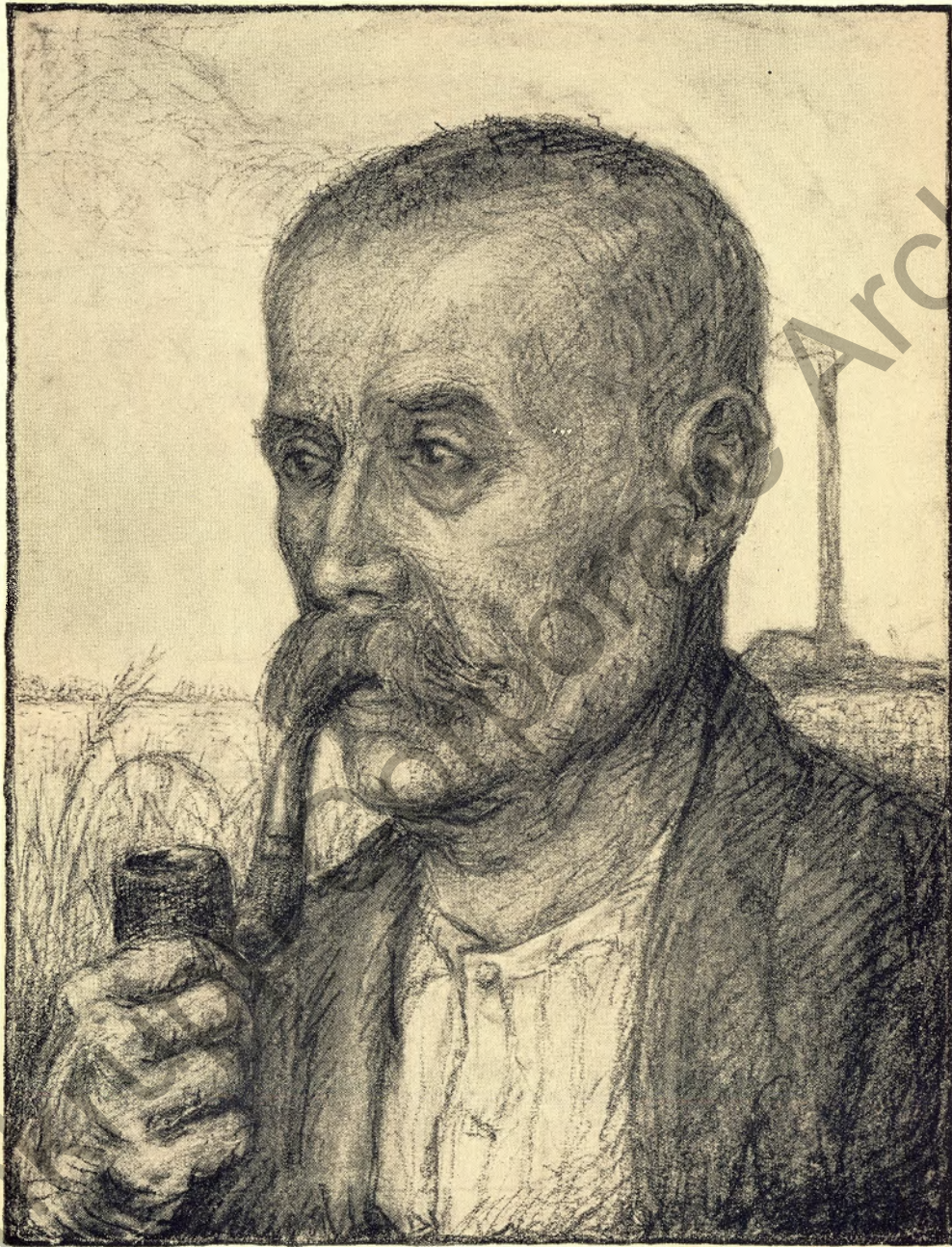
Adolf Sandberger, Professor an der Münchener Universität, stellt eine Reihe seiner Aufsätze auf dem Gebiet der Beethovenforschung, zum Teil auch bisher Ungedrucktes, zusammen. Als einer der besten Kenner auf diesem Gebiet weiß er sehr Wertvolles zu sagen. Manches richtet sich vorwiegend an den Forscher, doch gibt der stattliche Band auch ernstlichen Laien eine Ansammlung an Anregungen und Erkenntnissen. Soweit die Möglichkeit heute bereits besteht, versucht er mit bestem Erfolg die Lücken im Wissen über Beethoven und den Kreis um ihn zu schließen. Daß er auf künftig zu erfüllende Aufgaben hinweist, mag dem Außenstehenden beweisen, wie viel hier noch zu tun ist. Für weiteste Kreise dürfte die große Abhandlung über die Pastoral-Sinfonie von allgemeinem Interesse sein. Der Originaltext von J. N. Bouilly zur Oper „Leonore“ sowie die Fassung des Sonnenleithnerschen „Fidelio“-Buches (für Beethovens zweite Bearbeitung der Oper) zeigt, daß die heutige dramatische Form des Werkes ganz entschieden die beste ist. Leider würde es zu weit führen, wenn hier die verschiedenen Unterschiede besprochen werden sollten. Aussprüche und Niederschriften aus allen Zeiten (darunter sehr viele bisher verschollene) beleuchten die vielen Themen von allen Seiten aufs fesselndste. E. H.

Inhaltsverzeichnis.

Heft 4, (V. Jahrgang, Juli 1925): Sterchamol, ein Fortschritt auf dem Gebiet der Wärmewirtschaft. Von Paul Berang, Dortmund. S. 1 bis 7. Mit vielen Zeichnungen. — Wie der Mensch den Blich bezwang. Von Dr. Werner Buchloh. S. 8 bis 11. Mit Zeichnung. — Sinnpruch von Max v. Cyth. S. 11. — Das Leben und Treiben im Mittelalter. Von Prof. Dr. Wilhelm Reeb. S. 12 bis 19. Mit 11 Abb. — Die Kleinfabrikindustrie von Remscheid und Solingen. Von Edmund v. Wecus. S. 20 bis 28. Mit 8 Abb. — Jahrtausendfeier im deutschen Saarbrücken. S. 28. — Es liegt eine Krone im tiefen Rhein. Die Bedeutung der Aachener Krönung. Von Archibald Dr. Hupstels, Aachen. S. 29 u. 30. Mit 2 Abb. — Der Ruf aus dem Ather, Roman von Paul Rosenhayn (3. Fort.). S. 31 bis 35. — Ausstellungen zur rheinischen Jahrtausendfeier. Von

Otto Reich-Balgeheim. Aachen, Köln, Düsseldorf. Festspiel im Malkasten. S. 36 bis 38. — Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr. (Kurze Rückschau.) Düsseldorf S. 38. Mülheim S. 38. Dreistädte-theater Oberhausen-Hamborn-Gladbeck. S. 38. Dortmund S. 38 bis 39. — Deutsche Verkehrsausstellung in München. S. 39. — Gießerei-Ausstellung in Düsseldorf. S. 39. — Zoolog. Garten in Düsseldorf. S. 39. — Berichtigung zur Kulturmorphologie. S. 40. — Technische Gedentage für Juli. S. 40. — Titelbild. S. 40. — Turnen, Sport und Spiel, humoristisches und Rätsel. Aus deutschen Sportquartieren. S. 41 bis 43. — Vom Ruderverein „Siemens“ E. V. Berlin. S. 43 bis 44. Mit 4 Abb. — Rätsel. S. 45 u. 46. — Büchermarkt. S. 47 u. 48.

Rheinische-Union, Düsseldorf. — Herausgeber und verantwortlicher Hauptschriftleiter: Otto Reich-Balgeheim, Düsseldorf. — Verantwortlich für den Sportteil: Heinz Haefss, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. Jahresbezugspreis (12 Hefte) für Beamte, Angestellte, Arbeiter des Konzerns Siemens-Rheinische-Schulert-Union M. 9,60 (Einzelheft M. 0,80) für Hefte mit zweifarbigem Umschlag; M. 6,— (Einzelheft M. 0,50) für Hefte mit einfarbigem Umschlag. — Dem Konzern nicht angehörige Interessenten können „Das Werk“ durch die Post oder durch den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, beziehen gegen einen Jahresbezugspreis (12 Hefte, mit zweifarbigem Umschlag) von M. 14,40. Bei Bezug durch die Buchhandlungen ist der Preis des Einzelheftes M. 1,50 ord. Zu den Bezugspreisen treten noch die Zusendungskosten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen.



FEIERABEND

Originalzeichnung von Bruno Süverkrüp